

LXXI. Jahrgang, Heft 3, Ende März 1931

Preis: M 1,50

WIDER QUERSCHNITT



Herausgeber: H.v. Wedderkop

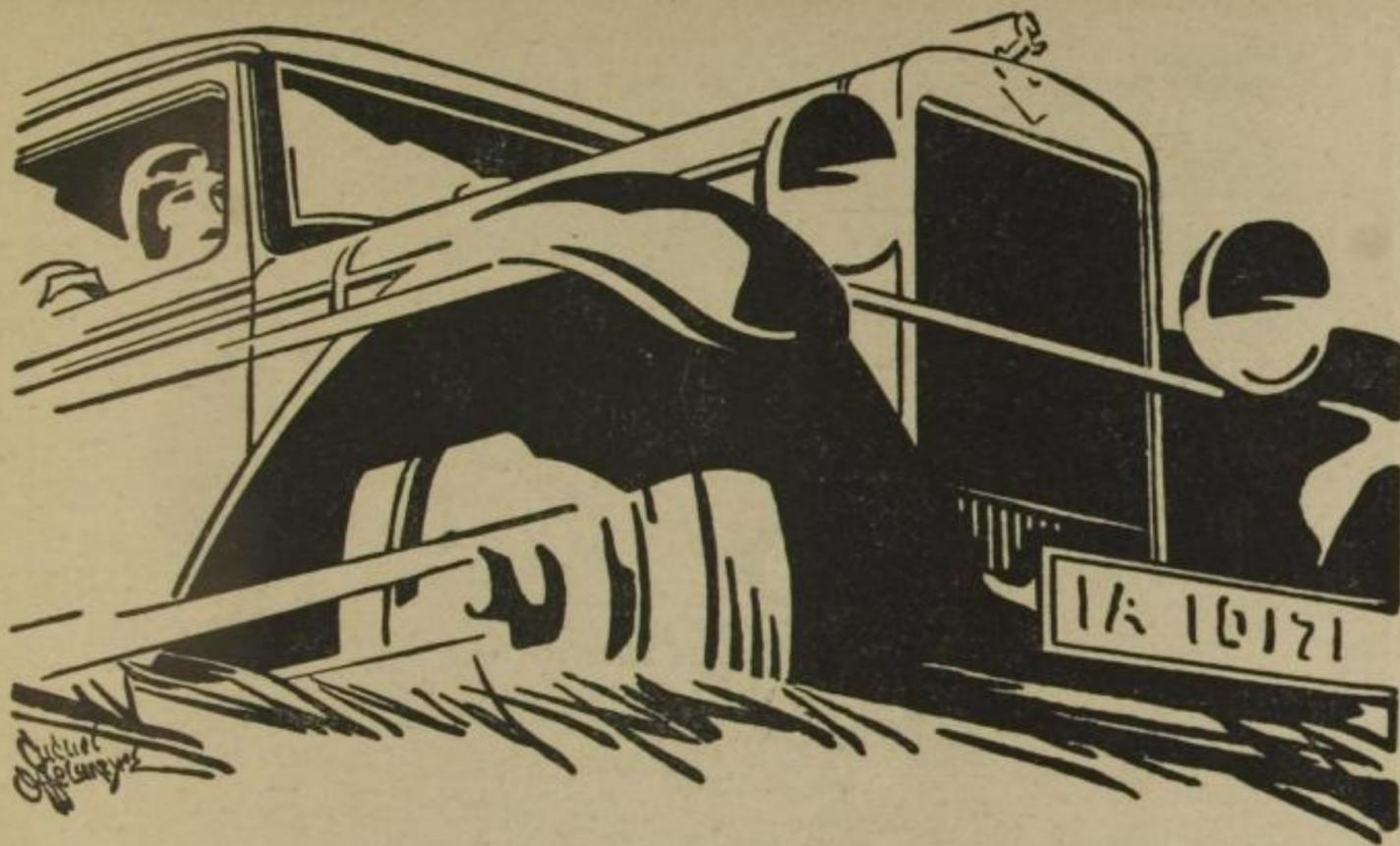
Im Propyläen-Verlag, Berlin



Die BZ-Karten zeigen in bunten Farben und mit fast plastischer Deutlichkeit Städte und Dörfer, Wälder, Höhen und Flüsse. Das dichte Netz der Landstraßen ist besonders hervorgehoben und nach Wichtigkeit und Güte unterschieden.

74 Einzel-Blätter im Maßstab 1:250 000. Dazu Sonder-Karten großen Maßstabs: Groß-Berlin, 100 km um Berlin, 100 km Hamburg, Rheinisch-Westfälisches Industrie-Gebiet, Harz, Thüringer Wald, Sächsisch-Böhmische Schweiz, Erzgebirge, Schlesische Gebirge, Oberbayern und Nordtirol sowie Übersichts-Karte „Deutschland und Nachbar-Gebiete“.

Überall im Buch- und Kartenhandel zu haben. 1 Mark das Einzelblatt.



....wie aus der Pistole geschossen

ist der Hanomag in 20 Sekunden vom Fußgängertempo auf 70 km und mehr. Sie können also mühelos eine hohe Durchschnittsgeschwindigkeit halten.

Und in den Bergen? Da gibt es keine Straßen-Steigung, die der Hanomag nicht nehmen würde und zwar vollbesetzt mit vier Personen.

Diese überlegenen Fahreigenschaften und dazu die technischen Vollkommenheiten: Hydraulische Vierradbremse, Ein-Druck-Zentralschmierung, Tiefrahmen, Halbelliptik-Federung, hydraulische Stoßdämpfer, erheben den Hanomag zum bevorzugten Wagen seiner Klasse.

Aber noch etwas darf nicht vergessen werden, was den Hanomag so überaus beliebt macht: die geringen Betriebskosten (1 km nur etwa 4 Pfennig für Benzin und Öl) und die lange Lebensdauer als Folge des guten Werkstoffes und der einwandfreien Arbeit.

Wenn Sie einen Viersitzer kaufen wollen — ganz gleich ob groß oder klein — bitte fahren Sie vorher einmal im Hanomag, dem Wagen für die Anspruchsvollen.

Einen illustrierten Katalog senden wir kostenlos

HANOMAG

HANNOVER-LINDEN



Rasiergefecht oder Rasiervergnügen?

Soll Ihnen das Rasieren statt Schnittwunden Vergnügen bereiten, dann benutzen Sie "Peri Rasier-Crème", die das Rasieren so angenehm wie möglich macht. Auf die Peri-Rasur freut sich Jeder.

"Peri Rasier-Crème" ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar - bis in seine Wurzeln - besonders weich, sodaß der Bart rasch schnittreif wird und die Klingen geschont werden. Eine Minute Einschäumen - mit warmem oder kaltem Wasser genügt. - Nur noch Pinsel - kein Rasierbecken. Einreiben mit den Fingern ist unnötig. "Peri" spart Zeit und Geld, vermeidet Ärger und ist durch ihre Milde geradezu ein Hautpflegemittel.

Neue herabgesetzte Preise:
Tube M 1.25 für 90 mal
Tube M -.65 für 45 mal
Probe-Tube zu M -.20
Überall erhältlich!

DR. M. ALBERSHEIM
FRANKFURT AM MAIN
PARIS UND LONDON
Abt. 31 P 17



Dr. Albersheim's
PERI RASIER-CREME

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang

Berlin, Ende März 1931

Heft 3

INHALT

<i>Graf Hermann Keyserling: Deutschlands Gewicht</i>	147
<i>Paul Kornfeld: „Heute“</i>	154
<i>S. Dmitrijewskij: Papachen Litwinow</i>	157
<i>Hans Rothe: Der ausgerottete Autor</i>	164
<i>Fränze Herzfeld: Vierte Dimension</i>	168
<i>Julo Fehr: Zweidimensionale Erzählung</i>	171
<i>J. N. Gifford: Amerikanische Millionärskinder</i>	174
<i>Clare Sheridan: Die Herren der Schöpfung</i>	178
<i>Paul Morand: Amerikanische Gedichte</i>	182
<i>E. E. Becker: Edison und der elektrische Stuhl</i>	184
<i>Karel Čapek: Spanische Revolten</i>	186
<i>Eduard Foertsch: Spanische Köpfe</i>	187

Marginalien:

Matadore des neuen Reichstags: August Abel, ein Ordensritter von heute / Walter Rathenau: Sprüche / Katastrophentag / Uquinto: Der treue Iwan / Grigori Landau: Notizen / Aphorismen in Leipzig / Egon Jacobsohn: Die Herrnfelds / Unterhaltung mit Edison / Heinrich Schmidt: Die Persische Kunstausstellung in London / Robert M. Wohlforth: Henry Louis Mencken / Briefkasten - Querschnitt / Bücher- und Platten - Querschnitt

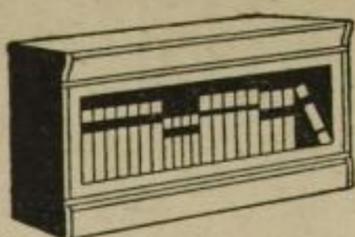
Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einem Holzschnitt von Eduard Braun

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

1*

Ob 20 oder 2000 Bände



IDEAL-
BÜCHERSCHRÄNKE

SOENNECKEN



sind immer die zweckmäßigste und wirtschaftlichste Form der Aufbewahrung. Sie werden aus einzelnen zentral verschließbaren Abteilen zusammengesetzt, deren Anzahl sich ganz nach dem jeweiligen Bedarf richtet. Mit kleinsten Mitteln können Sie den Grundstock zu einem beliebig erweiterungsfähigen Bibliothekschränk legen. Eiche, bestes ausgesuchtes Material. Farbe nach Wunsch. Verlangen Sie ausführl. Sonderprospekt Nr 1908 M.

F. SOENNECKEN • BONN

BERLIN W8, MOHRENSTRASSE 58/59 • LEIPZIG, MARKT 1 (ALTES RATHAUS)

Warum gerade TITUS-PERLEN?

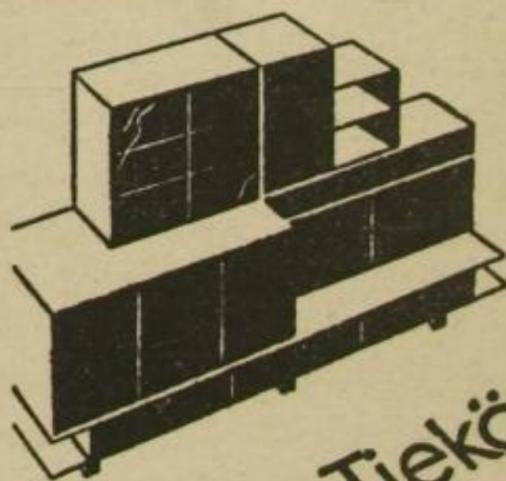


Die neuen wissenschaftlichen Fortschritte.

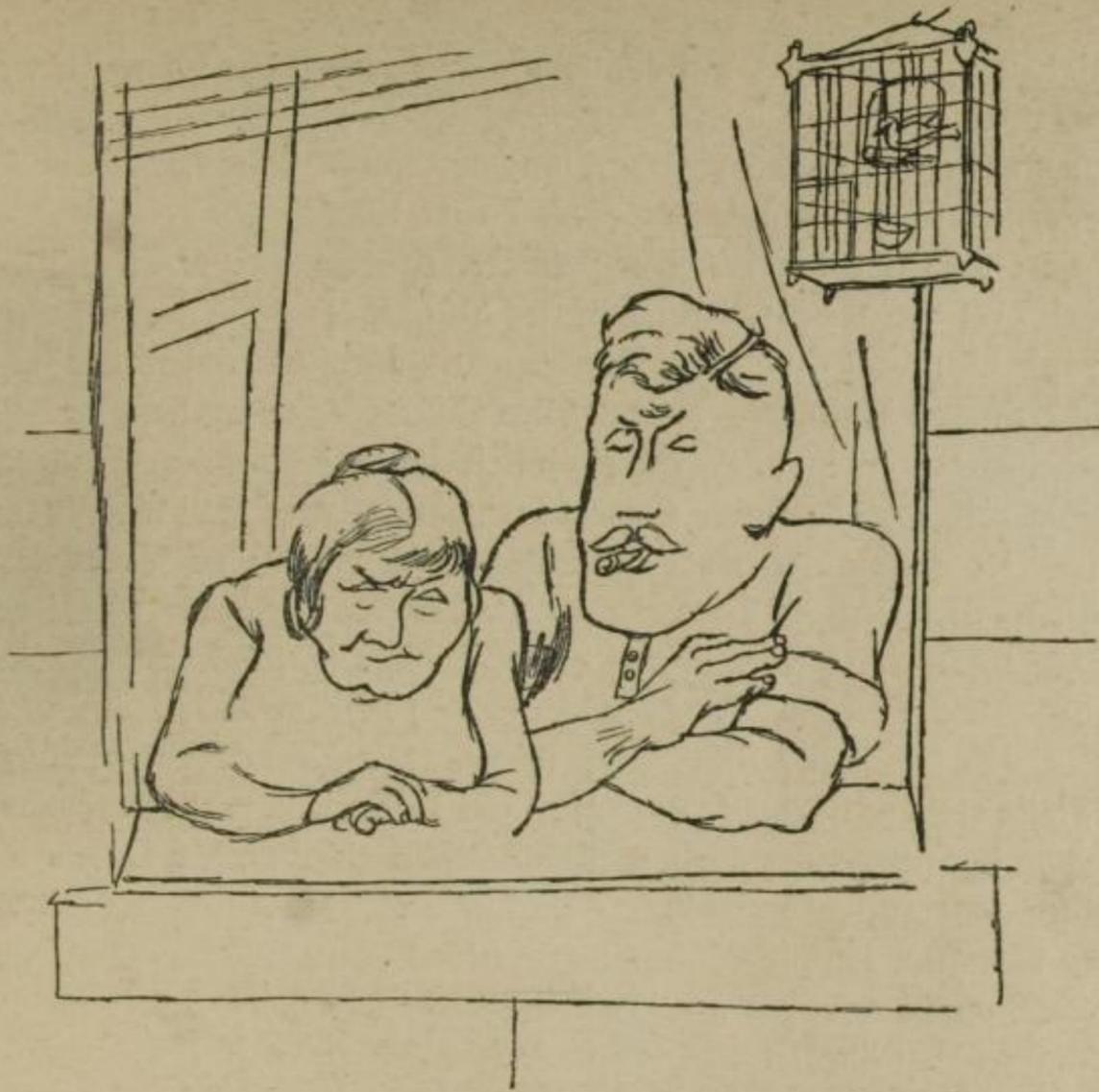
„Titus-Perlen“ sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner Sexualwissenschaftl. Institut der Dr. Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen“ haben — und das ist ihr groß. Erfolg — 3 Angriffspunkte zur Einwirkung auf den Hormon-Apparat und zwar: 1. Die Inkretdrüsen, 2. die Organe, 3. das negative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, d. alle Möglichkeiten medikamentös. Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer, nervöser oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen“ meist auch da, wo andere Mittel versagten. „Titus-Perlen“ stehen unter ständ. klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftl. Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen, durch zahlr. Illustrationen dargestellt, alle Ursachen, die zur Potenzschwäche führen. Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 183, Luisenstraße 19. Original-Packung „Titus-Perlen“

100 Stück für Männer RM 9.80, für Frauen RM 10.80. „TITUS-PERLEN“, zu haben in allen Apotheken

Kombinations-Typenmöbel



Krönig u. Tiekötter
Berlin SW 68
Kochstraße 10
Bergmann 1862
Fordern Sie Preisbuch



George Grosz

Deutschlands spezifisches Gewicht

Vom

Grafen Hermann Keyserling

Der Nachdruck dieses Beitrags (wie der folgenden) ist verboten.

Deutschland ist der übrigen Welt heute unheimlicher denn je . . .
Diese hatte den Versailler Vertrag buchstäblich ernst genommen, und der Wiederaufstieg Deutschlands zur heutigen Weltstellung, wie unsicher diese fundiert sei, erscheint deswegen den anderen unwillkürlich so, als wenn ein Phönix aus der Asche aufgestiegen wäre. So genoß Stresemann, den ich für einen Mann höchstens mittleren Formates halte und der nur *einen* unbedingten Vorzug hatte: den der schnellen und sicheren *repartie*, ein größeres Prestige, als Bismarck nach der Reichsgründung. Und gleichsinnig fühlt sich das so einzigartig befestigte Frankreich durch das entwaffnete Deutschland wirklich gefährdet. Ein Franzose begründete dies neulich mir gegenüber so: Deutschland war zum Weltkrieg unzweifelhaft besser gerüstet als die ganze Welt, und doch haben wir gesiegt. Was helfen da unsere besten Rüstungen, wenn Deutschland, durch Erfahrung gewitzigt, im rechten Augenblicke aufsteht?

Gleichsinnig wird alles Tatsächliche vom Mythos her beurteilt, welcher Mythos, noch einmal, seinen Seinsgrund an der Tatsache des Wiederaufstiegs nach einem Friedensvertrage hat, der wahrscheinlich wirklich jedes andere Volk auf Jahrhunderte ausgeschaltet hätte.

Hier ist also der Mythos das Primäre. Dementsprechend erlebt jeder Eindruck von deutscher Leistung in der Anderen Seele eine mythologische Steigerung und Vergrößerung. Den Atlantik hätte ein Beliebiger im Luftschiff überqueren können — aber daß ein Deutscher es tat, ließ die Leistung prometheisch erscheinen. Wahrscheinlich hätte jede gutgeleitete Schiffahrtslinie mit erstklassigem Personal sich relativ schnell wieder erholt; denn hier ist Zusammenarbeit unumgängliche technische Voraussetzung, weswegen Niederlage nicht mehr als Umbuchung bedeutet; und auf die Dauer wechseln die Aktiva immer zum Tüchtigsten hinüber. Aber daß die Hamburg-Amerika-Linie, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Südamerikanische Schiffahrtsgesellschaft im transatlantischen Verkehr heute an erster Stelle stehen, nachdem sie 1919 über kein Schiff mehr verfügten, das sich zeigen konnte — das wird, weil unwillkürlich unter Voraussetzung des vernichten-müssenden Versailler Vertrags gedacht wird, unmittelbar als Wunder bestaunt. Da die Weltmeinung heute von einfachen Menschen gelenkt wird, die in Rekorden denken, so glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß die Erfolge der deutschen Schiffahrtslinien — wie immer es um deren Eigenbilanzen stehe — zurzeit das Hauptverdienst tragen an der neuen Weltgeltung Deutschlands.

* * *

Diesem Mythischen stehen daheim nun freilich recht unangenehme Tatsachen gegenüber. Doch das Entscheidende ist, daß die öffentliche Meinung des Auslandes auf diese überhaupt nicht achtet. Und darin liegt weniger Außerordentliches, als man meinen sollte: es ist nur ein Sonderausdruck dessen, daß das ganze moderne Weltgetriebe nicht auf Tatsächlichem, sondern auf Kredit beruht. Und Kredit ist ipso facto Mythos.

Mir scheint, noch sehr wenige haben bisher verstanden, ein wie Ungeheures und Ungeheuerliches Kredit bedeutet. Am besten wissen es die Hochstapler, die ja heute auch in Gestalt ihrer niederen Vertreter häufig Erfolge buchen, um die sie ein Cagliostro beneiden müßte. Am amüsantesten ist die Kreditauffassung des naiven Argentiniers: ihm gelten Schulden für gleichbedeutend mit Kapital. Habe ich sieben Millionen Schulden, nun, so bin ich eben sieben Millionen wert. Und diese Auffassung hat dort tatsächlich mehr für sich als alle *matter-of-factness*, denn die eigentliche Basis dieses jungen Völkerdaseins ist nicht der seiende, sondern der werdende oder erwartete Wert. Auch Nordamerika ist mehr mythisch als faktisch unterbaut, und muß sich deshalb gelegentlich so sehr an die Götterdämmerung

gemahnende Zusammenbrüche gefallen lassen, wie dies der Bankkrach vom November 1929 war, dank welchem mehr Geld verlorengegangen sein soll, als ganz Europa während des ganzen Weltkriegs verlor. Nordamerika ist zurzeit ökonomisches Erdbebengebiet. Doch wie immer die Sonderverhältnisse jeweils liegen — nicht das Tatsächliche, sondern der Kredit entscheidet letztlich. Dies hat denn zur nur scheinbar paradoxalen Folge, daß Deutschland heute den (unter der Voraussetzung der Tatsachen, wie sie faktisch sind) *größten Kredit aller Völker genießt*. Es hat ganz gewiß mehr

Kredit als vor dem Kriege. Hält man dies nun mit dem vom Standpunkt der Siegermächte vollkommen unerklärlichen Wiederaufstieg zusammen, so ergibt sich ein ganz gewaltiges spezifisches Gewicht. Frankreich thesauriert recht eigentlich Alberich-artig Gold, um dem Mythos Deutschland durch Tatsachen die Waage zu halten.



Eugen Croissant

Gasmasken gegen Geruchsfilm

* * *

So und nicht anders ist die allgemeine Auffassung, welche die anderen Völker von Deutschland haben. Es ist im Zusammenhang völlig gleichgültig, was „Sachverständige“ behaupten: für die Dauer entscheidet die öffentliche Meinung, und die ist heute mythisch, nicht wissenschaftlich, trotz ihres angeblichen Tatsachenkults. In den Vereinigten Staaten kursierte schon 1928 das Schlagwort: *Germany has won the war*. Wahrlich: Grund genug, daß Deutschland den anderen, trotz aller nachweisbaren oder bewiesenen Tatsachen, unheimlich erschiene.

Nun aber kommt das noch Unheimlichere: Deutschlands Wirklichkeit entwickelt sich anders als der Mythos fordert. Da aber der Mythos, wie jeder Gegenstand des Glaubens, in Geist und Seele tiefer fundiert ist als die gewisseste äußere Erfahrung, so ergibt der Widerspruch höchste Beunruhigung. Und daraus resultiert die Erwartung dräuender Gefahr.

Hiermit gelange ich zur innenpolitischen Entwicklung des letzten Halbjahrs. Noch nie haben sich Sieger in Besiegte hineinversetzt, und es ist ewig schade, daß es keine vom Standpunkt des Besiegten geschriebene Weltgeschichte gibt. So können die anderen absolut nicht verstehen, wie Tiefes und Echtes und insofern Mythosgerechtes die jüngste Radikalisierung bedeutet. Sie bedeutet einfach, daß ein junges starkes Geschlecht, das den Krieg nicht mehr mitgemacht und sich an dessen Ausgang zutiefst nicht gebunden fühlt, sich aufbäumt gegen ein empörendes Schicksal. (Dies erklärt, warum vornehmlich solche, die durch das verwirklichte Programm des Nationalsozialismus am meisten verlieren würden, am häufigsten für diesen gestimmt haben.) Aber so lebendig-echt nun immer der tiefste Beweggrund sei — *Unvernünftigeres* als solcher Radikalismus ist unter den gegebenen Weltumständen nicht denkbar. Alle Welt glaubt an den Mythos des dank überlegen-überlegender Tüchtigkeit wiederaufsteigenden Deutschland — woher sein ganzer Kredit stammt. Und das national erwachende Deutschland tut das Menschenmögliche, um seinen Kredit zu zerstören! Hieraus sollte man logischerweise schließen, daß Deutschlands spezifisches Gewicht geringer ist, als angenommen ward. Aber in der Seele der anderen bestimmt nun einmal der vorausgesetzte Mythos. Deshalb wird die Schlußfolgerung, welche sachliche Deutsche ziehen, von der öffentlichen Meinung des Auslandes gerade nicht gezogen. Statt dessen eskomptiert dieses — freilich mythosgerecht — die Möglichkeit dermaßen gewaltiger Explosionen, daß darüber alle Oberwelt in Stücke gehen könnte. Am Ende sind die Nationalsozialisten wirklich mächtiger als alle amerikanischen und französischen und jüdischen Kapitalisten zusammen??? — So denkt in erster Linie Frankreich. Aber auch die anderen denken nicht viel anders, insofern sie alle mit einem Zusammengehen von Deutschland und Rußland rechnen.

Faktisch nun handelt es sich bei der unbezweifelbaren Macht des Nationalsozialismus nicht um Tiefen-, sondern um Oberflächenbedingtes. Ich will es so sagen. Der meiste physische Mut ist Folge moralischer Feigheit. Daher der Drill, das Kriegerrecht, der drakonische Ehrenkodex ritterlicher Zeiten. Von den Deutschen muß man leider wohl bekennen, daß sie das Volk der geringsten Zivilcourage Europas sind. Sie waren in so ungeheurer Überzahl so phantastisch mutig während des großen Kriegs, weil sie Angst hatten vor der nachwirkenden Stimmung von 1914. Dann bekamen sie Angst vor der Weltmeinung, woraufhin sie mit einer Vollständigkeit kapitulierten, die in der Weltgeschichte ohne Beispiel dasteht. Dann bekamen sie vor den Linksparteien Angst und trugen entsprechend Mut zur Demokratisierung zur Schau. Heute nun ist Angst vor den Nationalsozialisten im gleichen Sinn ein in großem Maßstab wirkendes Motiv. Mir wurde erzählt, alle jüdischen Bankdirektoren Berlins hätten im September 1930

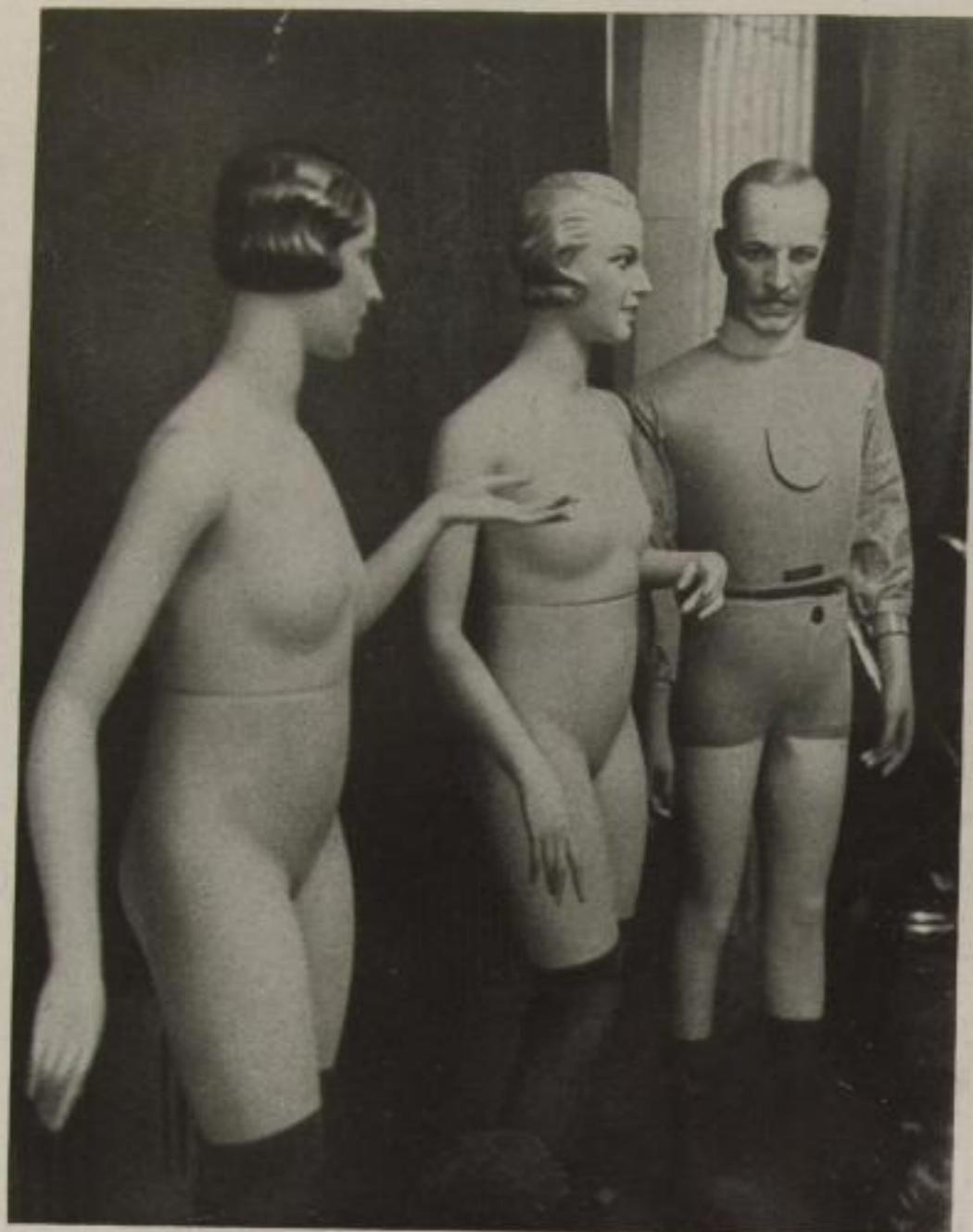


März

Photo Munkácsy



August Abel, M. d. R., der Distanzreiter von Adrianopel



Puppen auf dem Presseball (Tombola) Photo Dr. Erich Salomon



Berliner Droschkenkutscher Photo Kardas



Photo Dr. Erich Salomon

Frau v. Mallinkrodt und Dr. v. Schnitzler auf dem Berliner Presseball



Photo Emerich Göndör

Berliner Hof Sänger

für das Zentrum gestimmt, und alle Bankangestellten für die Nationalsozialisten. Jedenfalls ist das Positivste am Nationalsozialismus die Angst vor ihm, die den Demokraten den Rücken steift. Da es sich nun insofern um angstgeborenen Mut handelt, ist ein Umsturz ebensowenig wahrscheinlich, wie für jeden Kenner der moralischen Kraft des wilhelminischen Deutschland ein Sieg im Weltkrieg wahrscheinlich war. Ich persönlich bin überzeugt, daß gar nichts „Besonderes“ passieren wird, und mit mir sind es wahrscheinlich alle weitsichtigeren Kenner Deutschlands. Aber wie sollen Nicht-Deutsche hier richtig urteilen? Am verständnisvollsten erweisen sich hier die Amerikaner, weil sie gar nicht zu urteilen versuchen und einfach ihrem Instinkte folgen, daß Deutschland summa summarum kreditfähig sei. Die Engländer wiederum sind es dermaßen gewohnt, indische Sekten verrücktester Sitten durch ein paar besonnene Ratgeber in Schach zu halten, daß sie es den in Berlin Regierenden bis zum Gegenbeweis zutrauen, die Zügel in der Hand zu behalten. Aber Frankreich fühlt sich ernstlich bedroht, und Frankreich zählt heute in erster Linie. Frankreich kann nun einmal nicht verstehen, daß eine Bewegung anderes bedeuten soll, als seine Erscheinung besagt. Aber daraus ergibt sich noch nicht eine Verringerung des Prestiges Deutschlands: es wird fortan als destruktive, anstatt als konstruktive Großmacht beurteilt. Es wird so etwas wie eine Wiederholung der Völkerwanderung befürchtet. Leider hat nur niemand drüben so viel Weitblick, um aus eigener Initiative den Elementarkräften Sicherheitsventile zu schaffen, wie Bismarck es tat, als er nach Sedan Frankreichs Kolonialreich förderte.

* * *

So befindet sich denn Deutschland in wahrhaft absonderlicher Lage. Sein Mythos ist gewaltiger denn je vorher. Nur eben jetzt im Sinne drohender Gefahr.

Wie steht es nun mit Deutschlands *wahrem* spezifischen Gewicht innerhalb der heutigen Weltkonstellation? Das „wahre“ Gewicht ist beileibe nicht das aus den Tatsachen errechenbare; der Mythos-Kredit ist unter allen Umständen der wichtigere. Aber freilich müssen bei der Rechnung alle die Mythen ausgeschaltet werden, welche Erfahrung schnell widerlegen könnte, und nur die Tatsachen berücksichtigt werden, die auf die Dauer eben doch ausschlaggebender sind als alle Vorurteile.

Nun, das Ergebnis ist positiv: Deutschland hat trotz allem heute mehr Kredit, als je vorher. Wie schlecht es immer steht — die eine Tatsache, daß es trotz der Niederlage und aller seither erlittenen Schädigungen und seiner selbstbegangenen politischen Dummheiten so dasteht, wie es wirklich dasteht, ist in einer nun einmal auf Kredit fundierten Welt ein Aktivum, wie es größer nicht gedacht werden kann. Aber allerdings dürfen wir un-

seren ungeheuren Kredit nicht allzusehr untergraben. Daß es uns lange Zeit hindurch ökonomisch sehr schlecht gehen wird — diese Tatsache wird uns nicht weiter schädigen. Alle Welt wird sie als karmische Auswirkung der Inflationspolitik verstehen. Hier brauchen nur die Direktoren von Berlin ihr Sparprogramm mit eiserner Konsequenz durchzuführen, und alles wird gut enden. Auch der zeitweilige Sieg völlig unsinniger Programme, wie des nationalsozialistischen, würde unseren Kredit nicht dauernd gefährden: die Deutschen sind kein revolutionäres Volk. Bald wird allgemein geglaubt werden, was sicher der Fall ist, daß Regierung und Reichswehr stark genug sind gegen jeden Umsturzversuch. Aber etwas anderes kann Deutschlands Kredit gefährden: *die Erkenntnis, daß den Deutschen die geistige Überlegenheit tatsächlich fehlt, die ihnen heute alle Welt zutraut*. Darüber glaube ich autoritativ urteilen zu dürfen: das ganze Ausland, sogar mit Einschluß eines erheblichen Teiles Frankreichs, schätzt das spezifische Gewicht des geistigen Deutschland höher ein, als es dies je früher tat. Wie nun, wenn bei uns der Geist versagte oder versiegte? Dies, und dies allein, kann den Zusammenbruch zur Folge haben, den das Versailler Diktat nicht herbeizuführen vermochte. Und da mache ich mir schwere Sorgen. Ich bin erschreckt über die *Ehrgeizlosigkeit* der jungen Generation. Sogar die wildesten Nationalsozialisten erstreben letztlich ein überaus Subaltern-Bürgerliches: *Ordnung*. Daß z. B. Bürgermeister nicht mehr stehlen. Man ist bereit, sich mit allem zufrieden zu geben, will nur satt werden und Kinder kriegen und geruhsam leben können. Das war das alte Sklavenideal. Der ungeheure Zulauf, den Alfred Adler in Deutschland mehr und mehr gewinnt, beruht kaum auf dem vielen Positiven seiner Lehren: er beruht einfach darauf, daß der Begründer der Individualpsychologie für eine Welt eintritt, in der es kein Geltungsbedürfnis mehr geben soll, wo der Mensch nicht mehr Persönlichkeit, sondern nur noch „Mitmensch“ sein will.

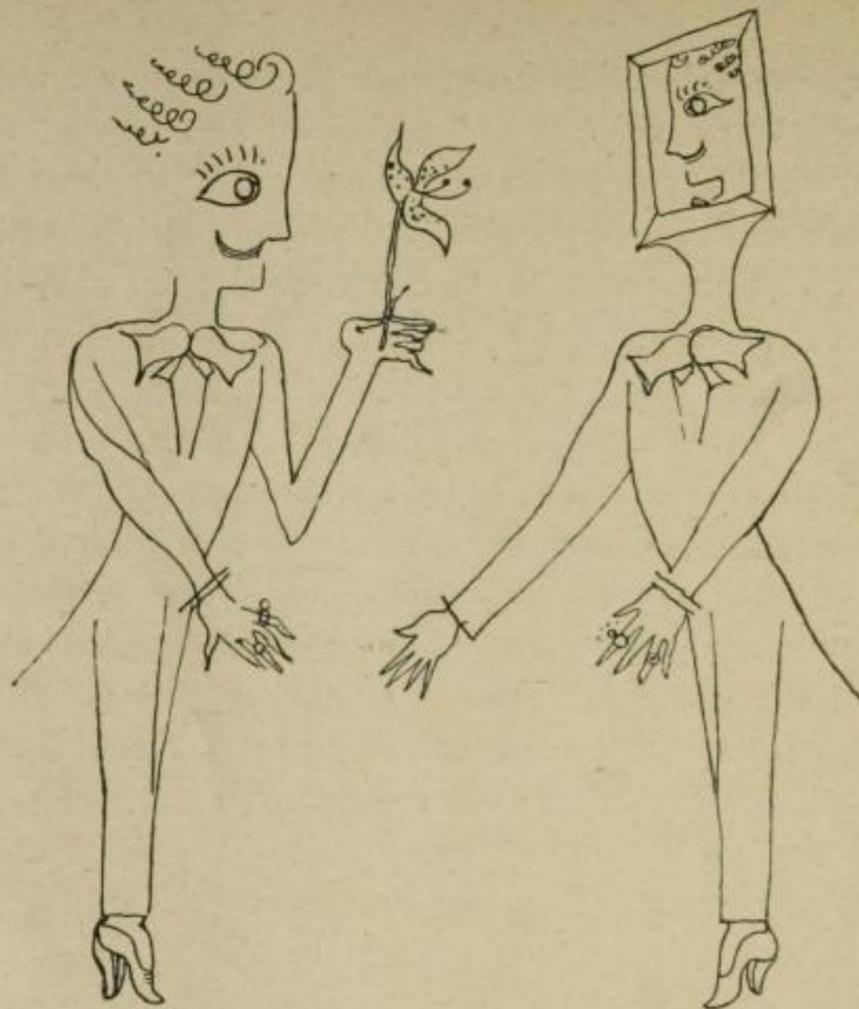
Hier liegt eine ganz große Gefahr. Und bedenkt man ferner die innenpolitischen Tatsachen, die ich hier nicht weiter anzuführen brauche, da sie jeder Deutsche sattsam kennt, so ergibt sich eine wachsende Spannung zwischen Mythos und Wirklichkeit. *Und die ist tatsächlich gefabrenschwanger*.

Es war das weiseste Leitmotiv, zu dem je eine deutsche Regierung seit Bismarck sich bekannte, jenes Leitmotiv Brüning's, daß unsere außenpolitischen Möglichkeiten mit der Ordnung im eigenen Hause stehen und fallen. Bei dem Glauben der anderen an uns tut allerdings dies an erster und letzter Stelle not, denn solche Konsolidierung allein kann den einmal vorhandenen Mythos stützen. Ich zweifle auch nicht, daß diese Ordnung in Bälde geschaffen sein wird — in allen Sachen der Ordnung ist ja der Deutsche Fachmann und Spezialist. Aber leider, leider wird Deutschland subaltern gesinnt von Jahr zu Jahr, und so mag es die meiner Ansicht nach größte Gelegenheit seiner Geschichte, nämlich den Mythos vom

Wiederaufstieg aus eigener Kraft aus dem Nichts, nicht zur Vorbereitung neuer echter Größe nützen.

Da stellt sich denn die Frage: was soll geschehen, auf daß die Spannung zwischen Mythos und Wirklichkeit nachlasse und sich auf die Dauer Annäherung an die Kongruenz ergäbe? Hier sehe ich nur den Weg der grundsätzlichen Abkehr von aller Theoretik und Programmatik und der molekularen Umlagerung des Volks der Qualitätsbestimmung zu. Goethe meinte einmal, man sollte den Deutschen dreißig Jahre lang verbieten, das Wort „Gemüt“ auszusprechen, nachher könnte vielleicht etwas aus ihnen werden. Im gleichen Sinn ist jetzt alles daranzusetzen, daß überall und auf allen Gebieten das Sinngemäße allein geschähe. Und das bedeutet an *letzter* Stelle, daß sachlich richtige Verfügungen getroffen werden: es bedeutet an erster, daß zutiefst persönlich Verantwortungsbewußte auf allen Stufen zur Führerschaft gelangen. Gott sei Dank hat ja das Nachkriegsdeutschland beinahe alle theoretisch denkbaren Dummheiten bereits begangen; es sind auch bald schon alle dazu Unfähigen Reichskanzler oder wenigstens Minister gewesen. Unter der Last der Notwendigkeit nun muß, gleichviel dank welchen Mitteln, jahrzehntelang einzig und allein das Sinngemäße getan werden unter rückhaltlos-unerschrockener Anerkennung der Tatsachen, wie sie sind. Eine Entlastung dank der Einsicht des Auslandes ist aus dem einen entscheidenden Grunde unwahrscheinlich, daß überall an den Mythos von Deutschlands Macht geglaubt wird.

An diesen nun glaube ich, zum Schlusse bekenne ich's offen, auch. In Deutschland lebt wirklich eine ungeheure, nur vorerst völlig unintegrierte Kraft. Was da scheinbar als innere Ordnung in die Erscheinung tritt, ist meist nur äußerliche Disziplin. Es gilt die innere Kraft ins bestimmende Bewußtsein heraufzuheben, so daß es der äußeren Disziplin kaum mehr bedarf, und das Tiefste automatisch das Oberflächliche besiegt. Im Augenblick hat das Ausland leider nicht Unrecht, in Deutschland ein Explosiv zu sehen. Gewiß handelt es sich mitnichten darum, den Versailler Vertrag zu erhalten — der soll und wird in seinen untragbaren Teilen in wenigen Jahrzehnten fallen — wohl aber darum, daß Deutschland das Prestige nicht eines *zerstörerischen, sondern des konstruktivsten aller Elemente der europäischen Gemeinschaft gewänne*. Daran müssen wir jetzt alle arbeiten. Es muß gelingen, die zur Zeit zur Zerstörung neigenden Kräfte umzulenken und einzubilden in eine organische Ordnung, welche durchaus positiv wäre. Dann allein werden die Folgen der Niederlage in absehbarer Zeit überwunden werden. Dann allein aber wird vor allem der Mythos vom innerlich mächtigen Deutschland, der tatsächlich seiner tiefsten Wirklichkeit und seinem wahren spezifischen Gewicht in der Völkergemeinschaft entspricht, Deutschlands Wirklichkeit zur providentiellen Hilfe und Stützung werden. Denn noch einmal: *Deutschlands Weltgeltung ist heute größer denn je. An uns ist es, sie zu verdienen.*



Hans Pfeiffer

Die Phrase und die Paraphrase

„Heute“

Von

Paul Kornfeld

Als während des Krieges in Deutschland die Sommerzeit eingeführt wurde, feierte ein nationalistisches Blatt dieses Ereignis mit balkendicken Lettern, und eine gewaltige Schlagzeile schrie diese Worte in die Welt hinaus: „Deutschland greift in die Speichen der Zeit!“ Man hatte damals wohl in der Redaktion des Blattes das Gefühl, daß die auf dieser Erde siegreichen Generale ihr Operationsgebiet erweitert, sich in den Kosmos emporgeschwungen haben und nun auch noch die Ewigkeit dirigieren, und daß auf ihr Kommando hin von jetzt an die Räder der Zeit anders dahinrollen. Es gibt die Hybris des tragischen Helden, es gibt aber auch die lächerliche Hybris des Dummkopfes. Und unlängst las ich die große Klage eines wahrscheinlich toll gewordenen Journalisten: Wir haben, jammerte er, wir haben keine Gegenwart, und was wir statt dessen haben, sei nur der Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft, und das müsse anders werden! — Der Arme! Nur sehr schwer wird seinem Leiden abzuhelfen sein!

Gewiß, jener Redaktion wäre damals beizubringen gewesen, daß Deutschland nicht in die Speichen der Zeit, sondern nur dem Ziffernblatt in die Zeiger gegriffen, und dieser Journalist könnte vielleicht auch, wollte man sich nur einige Mühe mit ihm geben, begreifen, daß im Fluß der Zeit die Gegenwart niemals etwas anders sein kann als der Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft und daß er, wenn es ihm so nicht recht ist, nicht seine Mitmenschen anklagen

darf, sondern sich schon an Gott wenden muß, der die Welt nicht anders geschaffen hat. Aber es handelt sich gar nicht um die logischen Fehler, die einer begeht, sondern um den geistigen Zustand, der ihn sie begehen läßt. Und es ist der Zustand der sinnlosen Besoffenheit: damals, berauscht von den Siegen des eignen Landes, trunken vom Anblick der kriegerischen Umgebung, ein lächerlicher Fanatiker des Ortes, an dem er lebt, hat jener kleine Redakteur die Anordnung, daß die Uhren anders gestellt werden sollen, schon so empfunden, als ob Deutschland die Unendlichkeit regieren würde — und heute, hingegeben den Erscheinungen des Tages, beherrscht vom augenblicklichen Zustand der Welt, das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht unterscheidend, ein lächerlicher Fanatiker der Stunde, in der er lebt, empfindet der kleine Journalist die Welt so, als wäre sie erst gestern geboren worden, als würde sie heute ihren ersten Tag erleben, und gebannt vom Augenblick, möchte er in seinem Wahn das ganz Unmögliche: aus der Zeit eine Gegenwart herauschneiden wie ein Stück aus einem Kuchen; er will nur den Augenblick und haßt in Wirklichkeit alles, was nicht Augenblick ist.

Von solchen Menschen hört man all die entsetzlichen Sätze, die immer mit dem Wort „Heute“ beginnen. Heute muß man —, heute darf man —, heute darf man nicht —, heute verträgt man nicht —, und wie ein Monat dem andern folgt, verändert sich auch der Inhalt dieser Sätze. Aber der Mensch ist etwas Konstanteres, als diese Propheten des „Heute“ glauben. Was vor einem Jahr ein Unsinn war, in einem Jahr wieder ein Unsinn sein wird, grade heute soll es gültig und vernünftig sein. Keine Zeit ist wie die andre, kein Jahr wie das andre, und der Handelnde wird sich manchmal nach dem Moment richten müssen, und auch er wird nicht weit kommen, wenn er es immer tut; der Denkende aber, der nur den Augenblick sieht, die Phänomene nur in ihrer augenblicklichen Form, die Gesellschaft nur in ihrem augenblicklichen Zustand, den Menschen nur in seiner augenblicklichen Verfassung und vor allem nur die im Augenblick auftauchenden oder herrschenden Tatsachen, und der aus dieser Betrachtung seine Konsequenzen zieht, er wird nur Dummheiten denken und von sich geben.

Es ist nicht lange her, da forderte man, daß der Dialog des Dramas im Telegrammstil abgefaßt sein müßte. Man hat zwar dabei die Welt des Postamts mit der Kunstwelt verwechselt, hat vergessen, daß der Leser der Depesche in anderem Zustand ist als der Leser der Tragödie, daß das Wesen des Inhalts da anders ist als dort, man hat tausend Dinge, hat das Eigentliche vergessen, aber das war ihnen gleichgültig, denn der Telegraf ist etwas Zeitgemäßes, und also ist die Forderung auch zeitgemäß, und keiner, der etwas auf sich gehalten hat, konnte ihr widersprechen. Es ist zu läppisch, und man kann sich kaum vorstellen, daß ernsthaft über solch einen Unsinn gesprochen wurde, aber er ist ein gutes Beispiel für die Methode, die mechanisch angewandt wird: es ist die Methode, gedankenlos eine Erscheinung aus einer Sphäre in die andere zu übertragen. Man überläßt sich feminin den Tatsachen und rettet seinen männlichen Radikalismus dadurch, daß man aus ihnen zwar sehr energisch, aber ganz falsche Schlüsse zieht. Aus der Tatsache, daß die Lokomotiven schneller fahren, zieht man den Schluß, daß die Dichter auch schneller dichten müssen, aus dem Anblick der blanken und metallischen Schönheit der Maschinen und Flugzeuge folgert man, daß der Mensch heute auch ein sachliches Geschöpf sein müsse (aber wo beginnt die Sache und

wo endet sie? Gehört die Empfindung, die der Mensch ihr entgegenbringt, noch zur Sache?); die politische Not der Zeit führt zur Konsequenz, daß das Kunstwerk nur politisch sein müsse; der scheußliche Anblick eines vollgefressenen Kerls, der sein Leben wohl auf die widerlichste Art genießt, führt zur Forderung, daß der Mensch nichts, auch das Kunstwerk nicht genießen, sondern nur betrachten dürfe: weil viele Frauen heute so arbeiten wie die Männer, glauben manche dieser gescheiterten Dummköpfe, daß sich die Geschlechter nur durch ihre Körper voneinander unterscheiden, daß ihre Erlebnisweise gleich sei und also auch die Lebensweise gleich sein müsse; und die Frauen, die diesen Irrtum erlegen sind, bezahlen ihn sehr teuer; und weil vieles nüchterner geworden ist in dieser Welt der Organisation, glauben sie, die Liebesbeziehungen der Menschen müßten auch nüchtern sein, aber der Mensch, dieses gierige, triebhafte, hilflose, träumende Wesen, das eitel und selbstsüchtig ist und sich zugleich sehnt, sich selbst aufzugeben und hinzugeben, der Mensch kann weder sachlich noch nüchtern werden. Nicht weniger Liebestragödien rollen sich ab, nicht weniger Menschen bringen sich um, weil sie ohne einen andern nicht leben zu können glauben.

All diese Schlüsse, die da gezogen werden, gehen immer von einer zeitgemäßen Tatsache aus, erscheinen konsequent, sind es aber nicht, weil sie immer die verschiedenen Ebenen miteinander vertauschen. Wenn die Dummheit in Raserei verfällt, ergibt sich ein toller Radikalismus; aber im Grunde nehmen diese Propagatoren des Heute nur läppische Vereinfachungen vor. Sie bemerken es immer sofort, wenn sich irgendwo irgend etwas wandelt, treffen schleunigst ihre Maßnahmen und bereiten neue Sätze vor, deren jeder wieder mit dem Wort „Heute“ beginnt; was sich da aber wandelt, das Ding selbst, und seinen eigentlichen unwandelbaren Kern begreifen sie nicht, und so kommen all die Forderungen an die Kunst, an die Frau, an den Mann, an die Liebenden, an die Menge, an das Publikum zustande, Forderungen, die dem Wesen der Kunst, der Frau, des Mannes, der Liebenden, der Menge, des Publikums genau so widersprechen, wie die Forderung an die Gegenwart, sie möge nicht der Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft sein, dem Wesen der Gegenwart widerspricht.

Vieles hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten gewandelt, und unter dem Vielen ist manches Entscheidende, aber ob einer seiner Zeit angehört, liegt in seiner Natur begründet und in der Wechselwirkung, in der er mit ihr steht, und es zeigt sich oft erst später; es liegt aber gewiß nicht darin, daß er mit allem geht, was des Weges kommt. Aber sie sind feig und schwach und wagen nicht zu widerstehen. So lebt die Öffentlichkeit unter der gemeinen Herrschaft des Augenblicks, unter der Herrschaft der Ideenlosigkeit und der Oberfläche. Immer den Erscheinungen der Zeit nachlaufend, unpersönlich und die Persönlichkeit ersetzend durch Modernität, Denk- und Erlebnisfähigkeit ersetzend durch einen Scheinradikalismus, zwar immer gewaltig gegen das Gestern protestierend, aber niemals gegen das Heute, fürchterlich gegen das Bürgertum anrennend und nicht erkennend, daß sie für ihre kurze Dauer nur durch den Snobismus desselben Bürgertums lebensfähig sind, dumm und ungebildet, das Eigentliche nicht kennend, das Unwandelbare mißachtend, charakterlos, aber mit einem Blick für die Gegenwart! das sind sie, die kleinen Narren, die ganz genau wissen, was man heute muß und was der Welt in jeder Beziehung nottut.



Lilja Busse

Papachen Litwinow

Von

S. Dmitrijewskij

Er ist heute fünfundfünfzig Jahre alt. Hinter ihm liegt ein langes, meist illegal verbrachtes Leben. Vor ihm — die Ungewißheit. Die Gegenwart aber ist so, wie er sie sich niemals hätte träumen lassen.

Mit zweiundzwanzig Jahren — heißt es in seiner Biographie — begann er, sich mit der Revolutionspropaganda in Arbeiterzirkeln zu beschäftigen. Wurde verhaftet. Es drohte ihm die Verbannung nach Ostsibirien. Aber er floh mit neun anderen Kameraden aus dem Kiewer Gefängnis ins Ausland. Man sagt, daß der Plan zu dieser gewagten Flucht von ihm selbst ausgearbeitet und nur dank seiner Geistesgegenwart und Kühnheit ausgeführt worden sei. Er kam später zweimal illegal nach Rußland, leistete geheime Wühlarbeit, wurde aber kein einziges Mal verhaftet. Seine Fähigkeit, die schwierigsten Situationen mit ruhigem Gesicht zu meistern, hat ihn nie verlassen.

Damals, als er seinen geschmeidigen, muskulösen Körper über die Gefängnismauer schwang, sah er anders aus als jetzt. Auf einer seiner frühen Fotografien erblickt man ein Gesicht, mit breiter, gewölbter Stirn, in dem viel jugendliche Verwegenheit ausgeprägt ist. Aber Jahre sind seitdem vergangen. Der einst elastische Körper wurde fett. Wenn er heute in einem Sessel sitzt oder sich in den weichen Kissen des Autos wiegt, so scheint es, als habe er überhaupt keinen Leib aus Muskeln und Knochen, als sei in die weiten Falten der Kleidung nur eine formlose nachgiebige Teigmasse gegossen. Aus dem gleichen Stoff ist das Gesicht modelliert, es ist verquollen und aufgedunsen, die Mundwinkel hängen, wie bei einer mür-

rischen englischen Bulldogge, geringschätzig herab, und nur die Stirn hat noch die frühere Form bewahrt, und auch die Augen sind nicht erloschen: sie blicken scharf aus den in Fleisch gebetteten Ritzen heraus und zeugen dafür, daß dieser Mensch noch lebt, daß sein biegsames Gehirn noch arbeitet, Pläne schmiedet und wie einst zu kämpfen versteht.

Wenn man ihn ansieht, glaubt man kaum, daß er Revolutionär gewesen, daß er Minierarbeit verrichtet, Leben und Freiheit aufs Spiel gesetzt hat. Er sieht aus wie ein typischer Durchschnittsbourgeois. Mit diesem Äußeren müßte er in einem Büro der Londoner City an einem lackierten Tisch sitzen und Börsenkurse notieren; an der Tür hinge ein blankpoliertes Messingschild: M. WALLACH, WECHSELSTUBE — Kauf — Verkauf; er müßte an Feiertagen solide Freunde mit gefülltem Fisch in Zwiebelsauce traktieren, und seine pausbackigen, kraushaarigen Sprößlinge zwischen den grünen Rasenflächen des Hydeparks im Kinderwagen spazierenfahren. Nicht umsonst erfreute sich von allen seinen zahlreichen Pseudonymen der Spitzname „Papachen“ der größten Popularität. Selbst Lenin pflegte seine Briefe an ihn mit „Papachen“ zu adressieren. So nennen ihn auch jetzt, hinter seinem Rücken, die Mitarbeiter seines Sekretariats. Nichts, aber auch gar nichts hat dieser Mensch von Revolution, vom Proletariat, vom Russentum an sich. Und sitzt dennoch in Moskau, im Zentrum Rußlands. Nimmt eine verantwortliche Stellung ein, die die Revolution geschaffen hat. Sitzt an jenem Tisch, an dem einst der erlauchte Fürst Gortschakow und Sasonoff gearbeitet haben. Vor ihm liegen in sauberen Körbchen die Berichte über den Kursstand der Weltrevolution. Papachen liest: „Genosse“ . . . „Umsturz“ . . . „Proletariat“ . . .

Was trieb ihn zur Revolution, zu den Arbeiterzirkeln, zu Lenin, ins Gefängnis?

Er kam mit alledem zum erstenmal zu einer Zeit in Berührung, da die Welle der revolutionären Bewegung, nach kurzem Abebben, wieder hochzuschäumen begann. In russischen intellektuellen Kreisen lebten die Traditionen der heroischen Vergangenheit auf. Litwinow war zweiundzwanzig Jahre alt. Seine Seele war vom Schmutz des Lebens noch nicht angetastet worden. Weshalb sollte etwas von dem idealistischen Streben der russischen Intellektuellen nicht auch in dieser Seele Widerhall gefunden haben? Außerdem wirkte in ihm der rebellische Geist seiner Rasse. Er war Jude — und in Rußland geboren. Einem Lande, in dem sein Volk wie nirgends sonst verachtet, wie nirgends sonst geknechtet wurde. Er kannte das trostlose Dasein in den kleinen jüdischen Städten des Ansiedelungsrayons ganz genau. Armut. Gestank. Völlige Entrechtung, völlige Hoffnungslosigkeit. Die Menschen erdrückten förmlich einander, denn sie waren von einer stumpfen Gewalt wie Ratten im Käfig auf einen beschränkten Raum zusammengedrängt, und es gab für sie kein Entrinnen. Um selbst zu leben, mußte man andere vernichten, verschlingen. Nur wenigen Glücklichen gelang es herauszukommen, sich einen Namen und Geld zu machen. Der Schwache ergab sich, ging unter. Der Starke hatte allen Grund, die ihn unterdrückende Macht zu hassen, Rebell zu werden. Viele namhafte Revolutionäre stammten aus den kleinen Provinzstädtchen des südwestlichen Rußland.



Papa Litwinow

Photo Unionbild



Familie Trotzki

Dephot

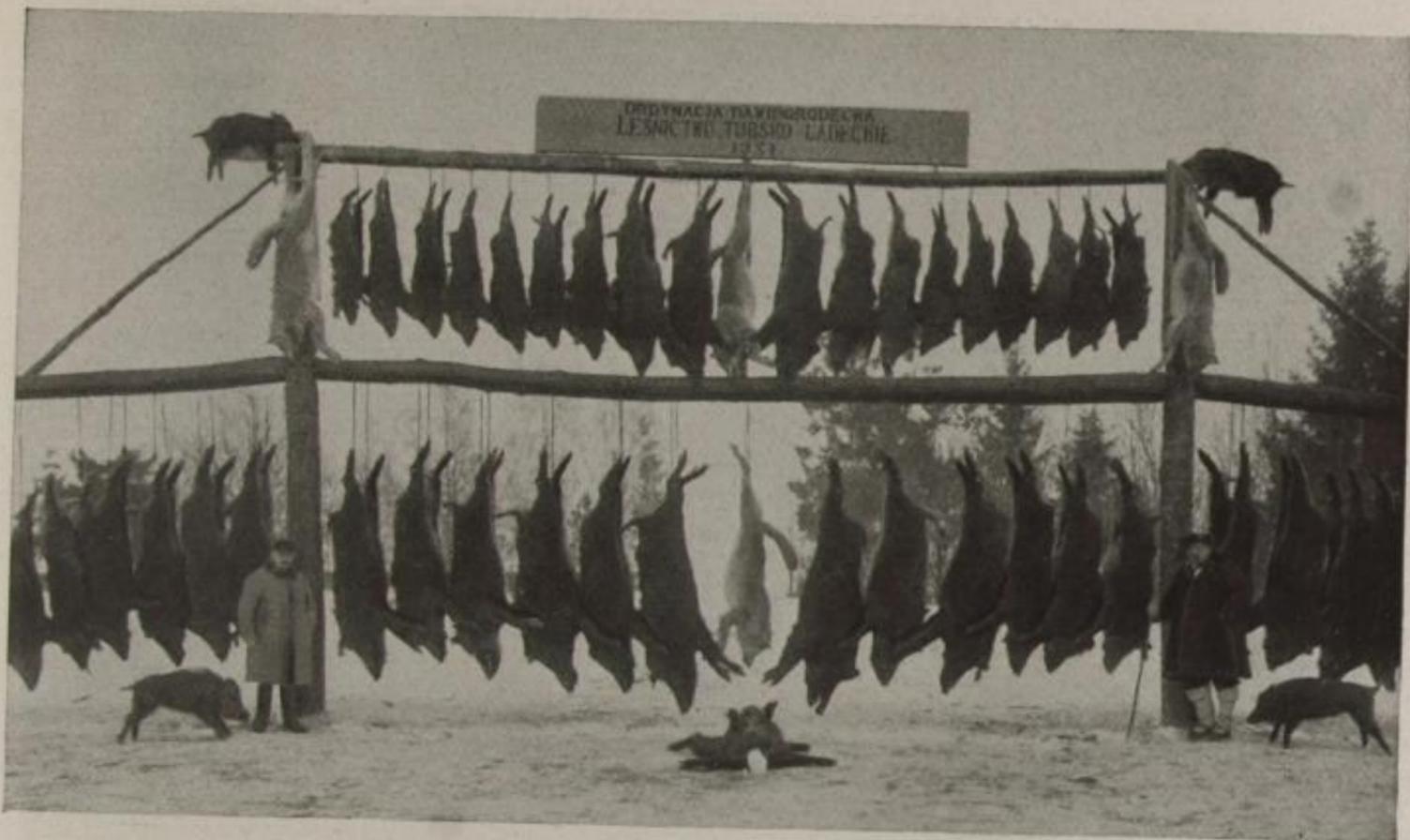


Tschuwaschin (Wolga)



Tschuwasche

Photos Press-Clichee Moskau



Saujagd beim Fürsten Karl Radziwill

Photo Ajzenberg



Egon Erwin Kisch vor seiner kriminalistischen Bibliothek

Photo Stone



Der russische Dichter Tretjakoff

Dephot



Aus dem Berliner Antikriegsmuseum

Photo Jacobi

Litwinow war ein starker und hauptsächlich ein lebensgieriger Mensch. Diese Lebensgier war die eigentliche Triebfeder seines künftigen Schicksals. Er wollte sich durchsetzen, um jeden Preis. Er strebte zum guten Leben, zu Geld, Ruhm, zur Macht über die Menschen. Wenn die Erlebnisse seiner Jugend sich anders gestaltet hätten, so wäre er wahrscheinlich — unabhängig von der Revolution — dennoch aus Rußland in den freien Westen ausgewandert. Dort hätte er als ein gleichberechtigter Mensch leben, an der Börse spekulieren, mit Leder, Kaffee, Mehl handeln und auf diesem Wege seinen Lebenstraum verwirklichen können. Aber er kam mit der Revolution in Berührung — und das hat sein Geschick vorausbestimmt.

Tolstoi, glaube ich, sagte, daß es zwei Kategorien Menschen gibt, die Revolutionäre werden: solche von hoher moralischer Gesinnung, die zu andern Zeiten und unter anderen Umständen als Heilige gegolten hätten, und jene, die unter dem durchschnittlichen sittlichen Niveau stehen, der Bodensatz der menschlichen Gesellschaft, Banditen, Degenerierte, Erpresser. Das ist natürlich nicht richtig: in der revolutionären Schicht gibt es, wie in jeder andern, eine Menge ganz gewöhnlicher, ganz normaler Menschen. Leute, die nur deshalb diesen Weg beschritten haben, weil es sich zufällig so gemacht hat, weil das Schicksal es so wollte.

Litwinow ist weder ein Heiliger noch ein Bandit. Er ist ein ganz normaler Mensch. Er ist — der Geschäftsmann der Revolution.

Jener leichte Anflug von Idealismus, der sich seiner Seele in der Jugend bemächtigt hatte, verschwand bei der ersten Berührung mit der westeuropäischen Wirklichkeit. Er erkannte und fand sich selbst. Um die Lebensgier, die sein ganzes Wesen durchdrang, zu befriedigen, durfte er nicht träumen, sich nicht knabenhaft von seinen Nerven beherrschen lassen, er mußte handeln. HANDELN groß geschrieben, wie der Amerikaner „Business“ schreibt. Für einen Geschäftsmann aber ist jedes Handeln recht — wenn es nur Nutzen bringt.

Dennoch sagte er nicht, wie viele andere: „Fort von der Revolution!“ Er ergab sich nicht ausschließlich dem Leder, dem Kaffee oder dem Getreide. Mit dem feinen Instinkt eines geborenen Kaufmanns begriff er, daß die russische Revolution vielleicht gar kein schlechtes Geschäft werden würde. Im Falle des Gelingens könnte es sogar mehr abwerfen als jedes andere. Und er hatte sich nicht geirrt. Alle andern ihm verwandten Seelen, die nach dem ersten Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit die Sache der Revolution verlassen hatten, verloren ihr Geld, ihre Häuser und jegliche Macht über die Menschen. Er aber sitzt in einem Ministerstuhl und verhandelt mit den Lenkern der Weltgeschichte.

Als Lenin ihn kennenlernte, begriff er, welche wertvolle Errungenschaft dieser der Revolution innerlich so fremde Mensch bedeutete. Träumer, Theoretiker, Verfasser bissiger Traktate und langweiliger Programme gab es genug in ihren Reihen. Männer der Tat fehlten fast gänzlich — außer in der Masse, in der unteren Volksschicht. Aber das waren Helden andern Kalibers. Sie konnten töten und auf Barrikaden sterben. Aber wer vermochte die Organisation für sie zu

schaffen, wer würde ihnen Revolver und Bomben in die Hand drücken? Litwinow. Leute seines Schlages.

Litwinow konnte sogar Lenin selbst gute, praktische Ratschläge erteilen. In einem der Briefe „an Papachen“ von Lenin (1904), ist zu lesen: *„Teurer Freund. Ich beeile mich, Ihren Brief zu beantworten, der mir sehr, sehr gut gefallen hat. Sie haben tausendmal Recht, man muß entschlossen, revolutionär handeln und das Eisen schmieden, solange es heiß ist.“* Selten schrieb Lenin so anerkennende Worte. Noch seltener weihte er jemand in den Bestand der Parteikasse ein. Litwinow aber schreibt er in demselben, für die Zeit der Entstehung der bolschewistischen Partei so charakteristischen Brief: *„Rjadowoj („Der Gemeine“, Pseudonym von Bagdanow) arbeitet aus voller Kraft, hat Anhänger geworben, gibt sich ganz der Sache hin und sucht mit allen Mitteln, und nicht ohne Aussicht auf Erfolg, nach einem Millionär . . . Bitte stärken Sie bei allen den Glauben an unsere Organisation . . . Man muß nur noch ein wenig ausharren, bis Rjadowoj seine Sache beendet hat.“*

Litwinow wußte seinerseits genau, mit wem er sich zu verbinden hatte. Als sich die russische sozialdemokratische Partei spaltete, trat er entschlossen und unwiderstuflich an die Seite der Bolschewisten. An ihrer Spitze stand Lenin, der die Bedeutung der praktischen Tat zu schätzen wußte. Dort beschränkte man sich nicht auf Sitzungen und Diskussionen, auf das Verfassen von Büchern, Broschüren, Resolutionen. Dort arbeitete man hartnäckig an der Vorbereitung der wirklichen Revolution. Man organisierte Verschwörerkomitees und Kampftruppen, man verstand es, die Sache auf breite Basis zu stellen, man suchte und fand Millionäre; dort floß Geld, dort hatte man Macht über die Menschen. —

Hier sind die wichtigsten Etappen auf der revolutionären Bahn Litwinows.

Im Jahre 1903, als er unerlaubt nach Rußland zurückkehrte, wurde ihm die „Verwaltung“ der Grenze übertragen. Er hatte die illegale Ein- und Ausreise von Menschen, die geheime Korrespondenz, die Einfuhr der Literatur und der Waffen unter sich. Es war eine gute Schule für den künftigen Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten.

Im Frühjahr 1905 nahm er teil am dritten Kongreß der Partei, hielt einen Vortrag über den bewaffneten Aufstand. Natürlich war er für einen bewaffneten Aufstand. Kann denn eine Revolution anders gemacht werden?

Im Sommer 1905 war er bei der Vorbereitung einer solchen aktiv tätig: er organisierte die Überführung der in England bestellten Waffen. Aber der Dampfer „John Grafton“, auf dem sie geliefert werden sollten, kenterte an den finnischen Gestaden. Böse Zungen behaupteten, daß er gar keine oder fast gar keine Waffen an Bord hatte und daß gerade dieser Umstand den Untergang des Schiffes herbeiführte. Litwinow ließ sich durch dieses Gerede nicht beirren. Er fuhr fort, die Geschäfte der Revolution zu besorgen.

Im Herbst 1905 gründete er mit Krassin zusammen, für das Geld der Millionäre, die auf diese Weise mit eigenen Händen den Strick wanden, an dem viele von ihnen schließlich baumelten, die Zeitung „Neues Leben.“



Karl Bertsch

Der neue Mieter

1906 floh er aus Rußland.kehrte 1907 wieder zurück, fand aber die Atmosphäre nicht nach seinem Geschmack, fuhr ins Ausland, und wenn die große Revolution nicht gekommen wäre, dann würde er höchstwahrscheinlich niemals mehr nach Rußland zurückgekehrt sein. Denn es befielen ihn, wie auch viele andere, Zweifel über die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Die Revolution war vernichtet. Die Millionäre haben eingesehen, daß gar keine Revolution kommen würde und — daß sie ganz anders aussieht, als sie sich gedacht hatten. Die Unterstützung der Bolschewisten hörte auf. Die Partei siechte aus Geldmangel dahin. Nur das Auftreten von Stalin-Dschugaschwili führte ihren verdorrenden Adern für kurze Zeit etwas Blut zu und hielt Litwinow in den Reihen der Bolschewisten fest. Stalin nahm einige von den Litwinowschen Revolvern und ein paar seiner Freunde mit und raubte am helllichten Tag den Kassenboten der Staatsbank aus. Das Geld wurde natürlich Litwinow anvertraut. Und trotzdem gingen die Geschäfte schlecht. Noch verließ er nicht die Partei. Führte ihre Aufträge aus. War sogar Vertreter der Bolschewisten im Internationalen Sozialistischen Büro. Aber die Zweifel fraßen sich immer mehr in seine Seele ein.

Da kam der Krieg. Alle Verbindungen wurden unterbrochen, der Zustrom von Menschen und Geld hörte auf. Litwinow war bereit, die Revolution

schießen zu lassen. Gab sich eifrig seinen Privatangelegenheiten hin. Heiratete. Wurde Vater — und führte sein Kind im Kinderwagen durch die Straßen Londons spazieren.

Und plötzlich — doch Revolution! Litwinow wird der erste Sowjetbotschafter in England. Von niemand anerkannt zwar — aber dennoch ein Botschafter. Freilich dauerte es nicht lange. Er wurde verhaftet. Aber im Moskauer Gefängnis saß Lockkart, der englische Generalkonsul, und wie man sagte, der Hauptorganisator der Spionage und allerhand dunkler Machenschaften. Lenin fand, daß die Persönlichkeiten Lockkart und Litwinow gleichwertig seien. London war derselben Meinung. Und Litwinow wurde gegen Lockkart ausgetauscht.

Etwas bange war es ihm doch, nach Rußland zurückzukehren. Wie mochte das Spiel enden? Aber er hatte keinen Ausweg. Und dann roch es doch recht verlockend aus dem großen russischen Reich: nach Ehre, Macht und Geld. Er ließ in England die Familie und das Bankkonto zurück und fuhr.

Bald tauchte er übrigens wieder im Ausland auf: in Kopenhagen, Stockholm, Reval. Er wurde selbstsicherer und dicker. Die Zeit war bewegt, die Geschäfte gingen gut. Von Reval aus realisierte er den Goldfonds des russischen Reiches. Dann versiegte der Fonds — Litwinow fuhr nach Moskau, das endgültig gesiegt hatte. Man steckte ihn, den Praktiker, in das Kommissariat für Auswärtige Angelegenheiten, als Gegengewicht zu dem Träumer Tschitscherin. Er lebte sich ein, ließ die Familie nachkommen, begann nach dem Ministersessel zu schießen. Schließlich erreichte er es. Ohne zu dem engeren Kreise Stalins zu gehören, verstand er es doch ganz gut, ihn zu nehmen.

Litwinow hatte niemals eigene politische Ideen. Und gerade deshalb ist er für den Posten eines Volkskommissars ein äußerst geeigneter Mann. Er widerspricht nicht, ist nicht eigensinnig, hält jede gewünschte Linie ein. Und da die politische Linie jetzt in einer Richtung verläuft, die ihm seiner ganzen Vergangenheit nach wohl vertraut ist, denn es riecht wieder angenehm für seine Sinne: nach dem Rauch der Aufstände, nach Konterbandesäcken, nach dem Metall der Waffen — so ist er ein ausgezeichnete Mitarbeiter. Er paßt — innerlich und äußerlich — ganz vorzüglich zu der Sowjetpolitik der heutigen Tage. Die Umgebung, in der er sein Leben verbrachte, hat deutliche Spuren an ihm hinterlassen. Aufkäufer des gestohlenen Geldes, heimliche Waffenhändler, Schmuggler, zweifelhafte Bankiers, Geschäftemacher aller Art — das waren die Menschen, mit denen er hauptsächlich zu tun hatte. Er nahm ihre Sprache, ihre Manieren, ihre Denkart an. Als er mit Diplomaten in Berührung kam, gab er sich nicht die Mühe, sich zu ändern. Er lernte nur dies und jenes hinzu, eignete sich die technische Seite der Dinge an: die diplomatische Routine, die Grundlagen des internationalen Rechtes. Innerlich blieb er, der er war. Und deshalb behandelte er die Diplomaten so, als seien sie Aufkäufer des Gestohlenen, heimliche Waffenhändler, Geschäftemacher und Schmuggler — nichts weiter. Diese Einstellung bestimmt den Ton und die Politik Litwinows. Sie stieß von ihm solche Leute ab wie Graf Rantzau. Aber er paßt

ausnehmend gut zu dem groben, zynischen Moskau des Stalin'schen Regimes.

Ist dieser Mensch, der scheinbar so viel erreicht hat, wahrhaft glücklich? Ich glaube nicht. Es fehlt ihm die letzte, volle Befriedigung. Nicht nur, weil ihn der Gedanke an die Zukunft beunruhigt: er hat ja einen klaren Kopf und vermag es besser als irgendein anderer zu beurteilen, wohin die Stalin'schen Experimente führen können. Sondern, weil auch das Leben der Gegenwart ohne rechte Fülle ist. Er strebte zur Macht über die Menschen—aber jeder seiner Schritte ist von oben

vorgezeichnet. In den Augen des Auslandes ist er der Leiter der auswärtigen Sowjetpolitik. In Wirklichkeit nur der Berichterstatter des Politbüro, der Ausfühler seiner Befehle, der Sekretär der Auswärtigen Angelegenheiten. Er strebte zu einem gesicherten, angenehmen, genußreichen Leben. Aber er kann sich nichts von dem leisten, was die Männer der Macht und des Geldes im Ausland besitzen. Denn die ganze Struktur des Moskauer Lebens ist anders, ist auf Askese und scheinheiligem Pharisäertum aufgebaut. Es ist gewaltsam in die von den Parteizensoren gezogenen Rahmen eingezwängt. Selbst jener relative Luxus, der ihn und seinesgleichen durch den Besitz von requirierten Villen und nahrhaftem Essen von den übrigen Bewohnern Rußlands unterscheidet, bringt keine Genugtuung, denn auch er ist vorbestimmt, abgemessen, mechanisiert. Zudem ist er derb und schwer, wie der Mittagstisch im Kreml. Dieser Mann aber hat den Geschmack und die Gewohnheiten eines Westeuropäers. Im Grunde seiner Seele ist er ein großer Individualist. Das graue, elende Rußland liebt er überhaupt nicht. Aber das revolutionierte, kollektivisierte, kasernenmäßig langweilige Rußland von heute ist ihm direkt zuwider. Jedes Jahr, sobald der Frühling kommt, begibt er sich in das Zentralkomitee der Partei und erreicht mit Hilfe von Drohungen, Klagen, Kompromissen einen Auslandsurlaub. Das ist seine einzige Erquickung. Wenn er die Grenze überschritten hat, atmet er erleichtert auf: „Endlich losgekommen!“

Aber auch hier erwartet ihn keine reine Freude. Er, der sich sein ganzes Leben nach Ruhm und Ehre geseht hat, darf in einen ausländischen Kurort nicht als der weltbekannte Volkskommissar Litwinow reisen, sondern nur als irgendein beliebiger „Ingenieur Maximow aus Twer“.

(Deutsch von O. Gabrielli.)



Kirschenbaum



Tibor Gergely

Der ausgerottete Autor

Kritik der Theaterkrise

Von

Hans Rothe

Die einzige Industrie, die unausgesetzt die Öffentlichkeit mit Klagen über schlechten Geschäftsgang belästigen darf, ist die Theaterindustrie. Wie sehr würde man es zum Beispiel der Schuhbranche verübeln, wenn auch sie täglich ihre Sorgen spaltenlang schildern wollte, besonders falls sich dabei herausstellt, daß sie seit Jahren nur Schuhgröße 46 fabriziert — womit bekanntlich den wenigsten Leuten gedient ist. Die Theater fabrizieren unentwegt ihre nicht passenden Stiefel, und genießen das große Glück, diesen Fehler auf das Mitleiderregendste als Folge der Weltwirtschaftskrise ausgeben zu können. Weltwirtschaftskrise! Jeder senkt dankbar betroffen das Haupt, sobald dieses Zauberwort ertönt! Wenn heutzutage einer faul ist, oder unbegabt ist, und infolgedessen sein letztes Hemd versetzen muß: — Weltwirtschaftskrise, die anscheinend nur deshalb etabliert wurde, um endlich allen Gebrechen der Menschheit volle Gültigkeit und Berechtigung zu verleihen. — Den Theatern geht es schlecht — denn ihnen ist inzwischen ihre schönste und stolzeste Hoffnung zusammengebrochen, jene Hoffnung, einen geistigen Beruf, den das Theater betrüblicherweise darstellt, auf die Dauer ohne Geist ausüben zu können. Geist wird jedem Theater zunächst und zuvörderst durch den Autor zugeführt, aber der Autor ist abgebaut worden. In allen Ländern der theaterspielenden Welt hat ihn das letzte Jahrzehnt der Direktionsführung mit Erfolg ausrotten können. Die Produktionskrise ist international.

Schuld an dem Abschnüren der Produktion ist die Notwendigkeit gewesen, einen Theaterabend ausschließlich auf hervorragende Schauspieler zu stellen, eine Notwendigkeit, die indessen nur in den ersten Jahren nach dem Krieg ihre Berechtigung hatte. Es ist sehr lehrreich, nachzuforschen, auf welche Ursachen das Startheater in Deutschland zurückgeht: auf die Inflation, auf jene Umschichtung des Publikums, die hauptsächlich denjenigen die Existenzmittel beließ, die noch nicht unter geistigen Interessen gelitten hatten — kurz also auf die Zeit, als der Theaterdirektor seinen Betrieb auf die Analphabeten einstellen mußte. In bemerkenswerter Pietät hat er aus dieser Notlage sein neues Evangelium gemacht.

Unter dem Motto: „Je blöder das Stück, desto besser die Rollen“ bildete sich im letzten Jahrzehnt eine hervorragende Garde prominenter Schauspieler in Berlin heran. Es gelang eine beispiellose Kultivierung der schauspielerischen Persönlichkeit, aber heute, wo diese Kultivierung beendet erscheint, weiß keiner der großen Schauspieler mehr, wo er mit seiner Note hin soll. Sein Fond an Individualität ist aufgebraucht, weil er — man wünschte ja seine Lieblinge möglichst vorteilhaft zu sehen! —, weil er immer in denselben Aufgaben beschäftigt wurde, und sie nun so oft gelöst hat, daß der Zauber der größten schauspielerischen Persönlichkeit nicht mehr ausreicht, einen Theaterabend zu füllen! Inzwischen ist dadurch, daß in den meisten Fällen Stücke für Schauspieler

ausgesucht wurden, und nicht die Schauspieler für Stücke, ist etwas eingetreten, das man eine Verinzüchtung der Produktion nennen könnte.

Unter Produktion wird hier nicht jene Boulevardkunst verstanden, die auf dem Weg von Budapest bis New York schon viel Unterhaltsames geschaffen hat. Produktion ist auch nicht das ängstliche Bemühen mancher Autoren, nur das zu ersinnen und zu äußern, was bereits hundertmal ersonnen und geäußert worden ist, sondern Produktion heißt, dem Theater neue Inhalte und Formen zuzuführen.

Es heißt, den Stücken den Weg zu bereiten, die heutzutage etwa die Funktion von den „Stützen der Gesellschaft“, von „Frühlings Erwachen“ und den „Webern“ zu erfüllen hätten, und darum hat sich kein Theater der Welt im letzten Jahrzehnt ernsthaft bemüht. Im Gegenteil, man schlägt sich an die Brust und weist auf die großen Widerstände hin, mit denen die genannten Stücke bei ihrem Erscheinen zu kämpfen hatten, und glaubt das hohe Niveau des heutigen Theaterbesuchers dadurch zu beweisen, daß diese Werke heute zum eisernen Bestand jedes Theaters gehören, und nichts als Begeisterung entfesseln. Hier aber stößt man auf den entscheidenden Irrtum. Denn alle diese Stücke haben heute keine Funktion mehr — es sei denn, daß sie nebenbei Dichtungen sind. Wir empfinden heute nicht mehr, daß die Türen überhaupt jemals geschlossen waren, die von diesen Stücken eingerannt wurden. Themen wie soziale Ungerechtigkeit oder Liebesnot der Jugend haben ihren Stachel verloren, weil die Problemstellung allmählich als richtig erkannt wurde und somit zur Abendunterhaltung degradiert werden konnte. Diese Stücke sind also nicht mehr das, was sie ursprünglich waren, was ihren Wert ausmachte: Bezwingung des Hörers durch einen neuen und mutigen Geist. Denn es ist eine unumstößliche Wahrheit: am liebsten läßt sich das Publikum im Theater vergewaltigen — und wenn es sich auch zunächst mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu wehren pflegt, so soll das ja angeblich den Genuß erhöhen.

Daß die Theater nicht mehr besucht werden, liegt nur daran, daß man sich diesen Genuß heute nicht mehr — es wird hier nur von Berlin gesprochen! — und nirgends mehr verschaffen kann. Wie eine Schulklasse sich gemein gegen einen kranken und schwachen Lehrer benimmt, so wird das Theater vom Publikum immer verächtlicher behandelt, weil es keine geistige Autorität mehr besitzt. Die Direktoren sagen: bitte zeigt uns die guten Stücke, und wir spielen



Hermann Rombach

Der Autor

sie sofort. Sie spielen sie nicht sofort. Vier große Stückerfolge der letzten Jahre wurden von Außenseitern gebracht, und erst dann bemächtigten sich die großen Theater ihrer, zwecks Ausschlichtung. *Vatermord*, ein Serienstück der Kammerspiele, wurde von der Jungen Bühne als Matinee gezeigt. *Revolte im Erziehungshaus*, der Erfolg des Theaters in der Stresemannstraße, wurde eines Sonntags vormittags von der Gruppe junger Schauspieler im Thaliatheater gespielt. Die *Dreigroschenoper*, einer der größten deutschen Theatererfolge überhaupt, kam bei dem damals gänzlich obskuren Aufricht heraus und speiste eine Zeitlang das Komödienhaus mit. *Krankheit der Jugend* war vom Deutschen Theater erworben worden, aber niemand traute sich an die Aufführung, bis die Außenseiterdirektion Hartung das Stück zum Siege führte,

Das Publikum also hat diese Stücke nicht an ihrem Lauf gehindert. Es hat sich sogar für ausgesprochen schwache Werke, wie für die *Gartenlaube*, auf das lebhafteste interessiert, nur weil auch hier von der Schablone abgewichen wurde. Aber durch Zufallserfolge ist die Leistung des Autors nicht zu stabilisieren. Er genießt kein Vertrauen. Überall steht der hemdsärmelige Regisseur bereit, das Stück umzuschreiben, falls es wirklich einmal angenommen werden sollte.

In Millionen Exemplaren sind unter uns allen jene Kriegsbücher verbreitet, die auch die latenten Konsequenzen aus den letzten zwanzig Jahren gezogen haben. Kein Bühnenautor kann sich heute leisten, das gleiche zu tun — es sei denn, daß er ein großes Vermögen besitzt, und von vornherein nicht mit einer Aufführung rechnet. Es gibt keine „Hose“, keinen „Bürger Schippel“ von 1931, einfach weil Weltfremdheit, Ziellosigkeit und Angstmeierei solche Stücke nicht anzunehmen vermag. Die Behauptung, daß das System des Serienspielplans den Unternehmungsgeist lähmen müsse, weil man nur „sichere“ Sachen vor sich und seinen Gläubigern verantworten könne, wird reizvoll durch einen Blick auf die Berliner Theater-Unfallstatistik illustriert: die (vorher) sichersten Sachen ergaben die größten Durchfälle.

Nur Reibung erzeugt den Funken! Es ist nun wirklich schon neun Jahre her, seit sich zum letztenmal in einem führenden Berliner Theater die Zuschauer aus künstlerischen Gründen so innig prügeln, daß sie von der Polizei getrennt werden mußten. Welch ein Niedergang liegt dazwischen! Wozu lohnt sich die unendliche Mühe, die man an den Betrieb eines Theaters wenden muß, wenn sich die Zuschauer nicht wenigstens einmal in der Saison wegen eines Stückes — und nicht aus parteipolitischen Gründen — die Knochen gegenseitig zerbrechen?!

Ein pazifistisches Stück heute in einem der führenden Theater? „Das kann man den Leuten nicht zumuten?“ (Wirklich? Die Leute warten darauf, daß ihnen etwas zugemutet wird! Es gibt genug Menschen, die dankbar und befriedigt wären, etwas von jenem Geist zu spüren — und ihn auf der Bühne bestätigt zu sehen! —, der in Zukunft z. B. Remarquefilmverbote unmöglich macht.) Oder welches Theater würde ein Stück aufführen, das die Ehe so unerbittlich behandelt, wie dies Ibsen für *seine* Zeit in der „Nora“ getan hat? „Das würde die bürgerliche Gesellschaft erschüttern.“ Die faulsten Phrasen sind gerade gut genug, um vor sich selbst zu verschleiern — was? Daß nur eine fundamentale Änderung des Systems helfen kann! (Statt immer neue Schulden für das alte System aufzunehmen.)



„Die Affäre Dreyfus“ im Théâtre l'Ambigu, Paris

Photo Manuel



Ernst Penzoldts „Portugalesische Schlacht“ am Hessischen Landestheater (Darmstadt)

Photo Collmann, Darmstadt



Eine Schwiegermutter in René Clairs „Florentiner Hut“



Sinaida Reich in der letzten Premiere des Moskauer Meyerhold-Theaters
„Weh dem Verstand“

Photo Unionbild



Amerikanisches Apfelwettessen



Photo Jacobi

Die 15jährige Schauspielerin Dinorah Press
(Deutsches Theater, Berlin)



Soldaten der alten Armee



Photo Fanta

Brechts „Mann ist Mann“ im Berliner Staatstheater: Lingen, Lorre, Heinz, Granach

Wahrscheinlich gibt es heute bereits Stücke, auf die dieses neue System sich verlassen könnte — trotz der Entmutigung, die man den „gutgesinnten“ Bühnenaufbauern im letzten Jahrzehnt hat zuteil werden lassen. Sollte aber ein Direktor wirklich nichts finden können, was seiner Bühne neue Bedeutung verleiht, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als von vorn anzufangen. Alle werden von vorn anfangen müssen, und wer sich zuerst dazu entschließt, wird in einigen Jahren das Rennen auf das glanzvollste gewonnen haben! Der Direktor muß sich seine Dramatiker wieder suchen und sie entwickeln. Das Stück ist und bleibt die Zelle des Theaters — diese Binsenwahrheit sieht heute wie eine Utopie aus. Was man in zehn Jahren zerstört hat, wird allerdings nicht in einer Saison wieder aufgebaut. Um ein Beispiel zu wählen: was könnte es für ein Theater bedeutet haben, wenn es mit *Zuckmayer* einen Vertrag abgeschlossen hätte — damals, als er sein dramaturgisches Büro gelegentlich mit der süßen Last einiger Briketts verließ, um sich für künftige Meisterwerke einzuheizen. Was hätte eine solche ehrlich gewollte und ehrlich erfüllte Bindung für beide Teile bedeuten können: Anregung, Zuführung frischen Blutes, Sicherheit für die Arbeit des Autors, den die Disziplin der Bühnennotwendigkeiten gesegnet hätte, und ungezählte Gelder! Aber zu einem solchen Entschluß bedarf es eines Willens, und eines — bedauerlich, daß es wiederholt werden muß —, eines geistigen Ziels.

Niemand wird diese Anregungen so verstehen, als ob hier mit hektischen Wangen ein kompromißfreies Theater gefordert würde, auf dem nur neue Autoren gespielt werden sollen! Nein, die Totalität des Theaters in ihrer ganzen schönen Weitläufigkeit soll wieder aufgerichtet werden, denn das Theater ist zugrunde gegangen, weil es keine Totalität mehr ist. Eine neue „Nora“ vermehrt auch die Chancen einer neuen Ehebruchskomödie, wie das harmlose Stück in dem Augenblick wieder als angenehm empfunden werden wird, wenn man nicht mehr ausschließlich darauf angewiesen ist.

Die erste Hälfte der Saison 1930-31 scheint nur veranstaltet worden zu sein, um alles, was hier behauptet und gefordert worden ist, durch Lehrbeispiele zu beweisen. Das Stück hat aufgehört, den Theatern blieb die Luft weg. Fast lauter Durchschnittsware wurde geboten, die Zugkraft selbst der berühmtesten Schauspieler erwies sich einem größeren Publikum gegenüber als wirkungslos. Aber das einzige neue Werk, das gezeigt wurde, Bruckners *Elisabeth*, bekam einen außerordentlichen Zulauf, der nicht auf die sehr gerühmte Aufführung zurückzuführen ist. Auch soweit das Theater tat, was zu einem gewissen Prozentsatz ihm immer wieder zu tun gestattet ist, nämlich auf ältere Werke zurückzugreifen, hatte es vollen Erfolg, besonders wenn diese älteren Werke in hervorragenden Inszenierungen zu sehen waren: *Nora*, *Der Schwierige*, *Der blaue Boll*, *Liliom*. Alle übrigen Wege, die versucht wurden, führten immer nur zu Lethargie oder zu Agonie. Aus Mangel an Kontrasten machten selbst die Stücke keinen Eindruck, die einen Erfolg verdient hätten.

Ein einziges Berliner Theater hat sich in diesem Winter nicht erschüttern lassen, ja es konnte sich sogar konsolidieren, ein Theater, das hauptsächlich von Abonnenten abhängig, in einen festen Arbeitsplan gepreßt ist und auf eine genau vorgezeichnete Bahn gesetzt: die *Volksbühne*. Sie hat ihre Aufgabe lösen können, weil sie eine Aufgabe hat.



Kubin

Vierte Dimension

oder: Das Mädchen aus der Fremde

Von

Fränze Herzfeld

Die achtzehnjährige Marquise Miranda von L. lernte ich in Ragusa kennen. Ein zartes, schmales Geschöpf von altem, sehr dekadentem, jugoslawischem Adel. Hellblond. Eine elegante Intelligenz formte das ganze Geschöpf bis in die Fingerspitzen. Sie war ungemein aufgeweckt, ohne geringstes modisches Wissen. Um so reizender war es jüngst, ihren Besuch in Berlin zu empfangen, diesen weiblichen Kaspar Hauser mit dem Spreegeist bekannt zu machen.

Da war zuerst ein Besuch bei dem okkultistischen Fräulein N., die einen großen Anhang hier hat.

„Sie tragen so einen hübschen Smaragd, Fräulein N.“, sagte ich harmlos mit listigen Hintergedanken. Sie stieß ein helles Gelächter aus, das nichts mit Frohsinn zu tun hatte, und sagte: „Das ist ein Apport.“

„Ein Apport vor fünf Nächten“, sagte sie, „ich saß da und meditierte, als ich plötzlich ein Klopfen hörte. Die Wände wurden rot, und die Bilder daran flogen nur so. Ich fühlte eine schwere Hand auf meiner Schulter, die mich in die Mitte des Zimmers schob. Vor meinen Füßen lag eine Bombe, die ich unter dem Zwang dieser Hand zu mir aufhob. Der Smaragd war darin, bereits geschliffen, und ich

erhielt die Weisung, ihn zwei Tage erst in einem Schrank liegen zu lassen und ihn dann zur Fassung zu einem kleinen Juwelier zu tragen. Apporte dürfen nur von kleinen Meistern gefaßt werden. — Einen sehr viel kostbareren Rubin erhielt ich auf gleiche Art vor Monaten, aber er liegt in meinem Schrank, denn er ward mir zuteil mit der Weisung, ihn für eine andere Dame zu bewahren, die mir aber den Apport mit Undank lohnte.“

Ich sah, daß meine schmuckfreudige kleine Marquise nicht unlustig war, den Mund zu öffnen, um das transzendente ältere Fräulein als Agentin zu engagieren, doch winkte ich ab. Wir erfuhren nur noch, daß Diamanten im allgemeinen Kraft geben, Opale und Aquamarine nicht von Erotikern getragen werden dürfen, welch letzteres die kleine Marquise mit großem Plaisir zu Notiz nahm.

Ob denn alle Menschen mediale Kräfte hätten, fragte ich das Fräulein N. „Das ist verschieden“, sagte sie. „Oft auch die größten Skeptiker. Neulich habe ich den jungen Schauspieler X. hier heraufgelockt, der an nichts glaubt, und den Behälter hier aufgestellt. Der Mann war voll okkulten Kräfte, die — und hier stieß sie ein furchtbar hexisch saturiertes Gelächter aus — zog ich ihm ab in den Behälter und schläfernte ihn völlig ein. Als er erwachte, wußte er nicht, wo er war.“

Ob sie selbst denn immer okkulte Kräfte hätte.

„Keineswegs“, war die Antwort. „Im August nagte an mir der Wurm. Ich war ohne okkulte Kräfte und erhielt die Weisung, die Geister nicht zu zitieren, sondern das Leben zu studieren. Als ich eine Weile das Leben studiert hatte, erhielt ich, um wieder okkult zu werden, die Weisung strenger irdischer Karez. Ich durfte kein Fleisch essen, keinen Alkohol nehmen und nicht am Tage schlafen. Als ich es einmal gegen die Weisung doch tat, fand ich mich plötzlich, so im Hauskittel, im Lift des Kade-we, nicht wissend, wie ich dort-hin gekommen war. Und der Boy sagte: Fräulein, Sie fahren jetzt schon das achte Mal rauf und runter.“

Ich fragte sie nun nach ihren prophetischen Ahnungen und den Materialisationen.

Den Tod ihres Bruders hatte sie ohne Kunde davon im Schlaf gesehen, das ihr unbekanntes Zimmer genau vor Augen gehabt, das Bett und den Moment seines Todes. — Von ihrer verstorbenen Schwester erhält sie in hellen Momenten Botschaft. — Nachts erscheint ihr manchmal ein verstorbener Gutsbesitzer, der von seinem (übrigens homosexuellen) Pächter getötet wurde. Der Guts-



Rita Zeltner

besitzer weiß nicht, daß er selbst tot ist. Wenn er dem Fräulein erscheint, greift er nach Speisen. Sie bedeutet ihm dann, daß er tot ist. Er glaubt es nicht, kann aber die Speisen nicht greifen und zieht dann verdrossen ab.

Miranda bekam hier einen schrecklichen Hustenanfall, und ich hielt es für gut, die Sitzung nun abubrechen.

„Nun, Miranda?“ fragte ich auf der Treppe.

„Nun kann ich es Ihnen ja sagen“, antwortete sie. „In meiner Familie gab es auch Fälle von Geistesgestörtheit.“

*

Am nächsten Tag gingen wir zu einem Tee, wo von Psychologie und Psychoanalyse gesprochen wurde. Von Mutterkomplexen und Hemmungen war die Rede, von Traumanalyse, von einem Mann, der seiner Frau einen Minderwertigkeitskomplex suggeriert hatte, dergestalt, daß sie, um sich bestätigt zu sehen, mit vielen Männern zu schlafen begann, worauf er sich scheiden ließ und sie los war. — Der Fall einer Frau, die zweimal unglücklich verheiratet war, wurde analysiert, und tiefsinnig wurde herausgebracht, daß diese Frau einen Vaterkomplex hatte, an den Vater gebunden wäre und, um ihn nicht zu betrügen, „gewissermaßen unterbewußt absichtlich“ sich immer die falschen Männer aussuchte.

Hier fand ich Miranda verduztter noch als bei dem spiritistischen Fräulein.

„Nun, Miranda“, fragte ich sie auf der Treppe.

„Meine Großmutter zum Beispiel“, sagte sie, „hatte eine sonderbare Form von Irresein. Die Frau war sonst halbwegs vernünftig, aber allnächtlich um zwölf ging sie mit einer Petroleumlampe in fremde Gärten, die sie nichts angingen, ihre übrigens längst verstorbenen Kinder darin zu suchen. Die Nachbarn nahmen erst großes Ärgernis, aber nachher sahen sie ein, daß die alte Dame sich einen Herzenswunsch damit befriedigte.“

*

Am dritten Tag nahm ich Miranda mit in eine Gesellschaft von jungen Dichtern. Bolschewisten. Alles, was gelebt, getan und geatmet wird, maßen sie an Marx und Hegel und, was nicht marxistisch war, und, was nicht dialektisch war, lehnten sie ab. „Marx hat gesagt . . .“ „nach Hegel ist völlig klar“ . . . Jede zweite Lebensform wurde nach diesem Maßstab unmöglich. Miranda war ziemlich verdrößlich.

„Nun, Miranda?“ fragte ich auf der Treppe.

„Ja, also, das habe ich Ihnen nie erzählt, mein Urgroßvater ging jegliche Nacht um elf auf den Friedhof zum Grabe seines Vaters. Die Stadt gab ihm den Kirchhofschlüssel. Und wissen Sie, was er dort tat? Er besprach dann mit seinem verstorbenen Vater alle laufenden Tagesgeschäfte, Unternehmungen, oft fragwürdige Sachen, mit denen er andere schädigte. Die Antwort des Vaters vernahm er dann nach seinem Wunsch.“

„Liebe Miranda, ich sehe, Berlin bietet Ihnen nichts Neues.“

„Doch“, sagte sie, „bei uns kriegt immer mal *einer* den Sonnenstich, aber hier sehe ich, erkranken ganze *Gruppen* am Nebel.“

Zwei-dimensionale Erzählung

Von

Julo Fehr

Diese Geschichte, die sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters fand . . .“, begann der alte Herr, mit geschickter, schneller Bewegung einen kleinen Schnurrbart — a l'anglais! — aus seiner Tasche nehmend und ihn sich anverleibend. — Als Lautregulator! wie sein herbeieilender Sohn noch rechtzeitig bemerken konnte.

„Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“, sprach der alte Herr, dabei besorgt nach den Falten der Portiere spähend. Augenscheinlich um der Unliebsamkeit des unvermuteten Anblicks eines möglicherweise zwischen den Vorhängen Hervortretenden nicht unvorbereitet ausgesetzt zu sein.

„Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“ Irgendwie schien die Anordnung der Draperien das Mißtrauen des alten Herrn noch wachzuhalten. Nach einigem Zögern, das un- zweifelhaft feinen Takt den Zuhörern — ihrer Geduld! — gegenüber bewies, hielt es der alte Herr doch angebracht, ein sorgfältig zusammengefaltetes Taschentuch in vollendetem Cricketwurf gegen das Fensterkreuz zu werfen. Dann, sichtlich befriedigt, fand er wieder zu seinem Beginn zurück: „Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“ Einen gänzlich unfemininen rustikal aufklingenden Niesanfall quittierte er mit vollendet weltmännischem Anstand durch eine diskret dargebotene Unterbrechung. Er griff behutsam den Faden seiner Erzählung wieder auf: „Diese Geschichte, die sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters fand . . .“

Inzwischen waren einige von mir im Augenblick frei erfundene Gäste aufgetaucht, die zu schildern sich erübrigt, da ich vorhabe, sie über kurz wieder aus der Nähe des alten Herrn für immer verschwinden zu lassen. Ein Umstand, von dem dieser freilich nicht unterrichtet sein konnte, so daß ihn seine ansprechende



Rudolf Grossmann

Liebenswürdigkeit zwang, gelassen wieder mit dem Anfang seiner Erzählung zu dienen. Nicht ohne mit Rücksicht auf den erweiterten Zuhörerkreis seine Mustache — aus akustischen Gründen! wie wir durch freundliche Information seines Sohnes wissen — behutsam in einer seiner Taschen zu bergen.

„Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters.“

Ich lasse jetzt die eben zugetretenen Gäste, meiner Ankündigung entsprechend, das Zimmer ohne Gruß verlassen. Eine Art der Verabschiedung, die man im Knigge als die *a la français* vermerkt finden kann. Der alte Herr hatte kaum die Worte: „Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“ artikuliert, als ihn diese wirklich ganz unangebrachte erneute Unterbrechung attackierte. Viel zu gut erzogen, untertan den Regeln des Anstandes — die sich hier nicht ganz mit dem guten Anstand eines Dichters seinen Lesern gegenüber vertragen! —, erlaubte sich der alte Herr nicht die leiseste Andeutung einer Mißbilligung. Im Gegenteil, mit freimütigem Lächeln und leicht die Fingerspitzen erhebend, wiederholte er Wort für Wort skandierend: „Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“

Hier aber erfuhr die wohligh in den Grenzen guter Konvention temperierte Stimmung die kältende Zugluft einer kritisierenden Bemerkung: „Diese Geschichte *wurde!* Sie wurde in dem Nachlaß gefunden!“

„Liebste, ist dies nicht eine andere Diktion? Bleibt die Version nicht die gleiche?“

„Diese Geschichte *wurde* gefunden!“

„Liebste, ich pflichte dir bei. Aber warum zwingst du mich zu dieser Diktion?“

„Nicht Diktion! Ich bitte um eine Version, die sich einigermaßen mit der Wahrheit in Einklang bringen läßt. Nicht *du* hast in den blödsinnigen nachgelassenen Papieren deines Großvaters eine Geschichte gefunden, von der ich übrigens überzeugt bin, daß sie sich in keiner Weise zu erzählen lohnt. Nicht *du* hast sie gefunden. Sie *wurde* gefunden!“

„Liebste, natürlich lohnt sich dieses *fait* nicht zu erzählen. Doch der Anfang ist unerschöpflich in seiner anregenden Unterhaltung. Aber in der Tat, ich habe nicht *ich*, sondern *sich* gesagt. Es ist leicht festzustellen. Du brauchst nur diese Zeilen wieder zu überlesen.“

„Eine Zumutung, der fünf Jahre Zuchthaus vorzuziehen sind!“

Der alte Herr schnitt ein Drittel einer Simon Arzt zu einem Rhomboeder. Drückte diesen behutsam in eine entkernte Pflaume *a la Lenin*. Durchstach sie seitlich mit dem Bonicott, ließ sie durch den Bediener mit einer Henry Clay leicht beklopfen und in hauchfeine Scheiben zerschneiden. Diesen Eagletail von der Provenienz des Royal Carlton, der sich auf eisgekühlten böhmischen Glasplättchen serviert (zwei Grad unter Null, Celsius. Nach Lepsius!), offerierte er seinen Gästen, sie dadurch von dem Alpdruck einer allzu tumultösen Kritik erlösend.

„Diese Geschichte wurde“ — mit leicht angedeutetem Neigen Lady Hesselquist gegenüber! — „in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters gefunden . . .“

„Und die Moral von der Geschichte?!“



Theo Scharf

„Liebste. Die Moral?“, echote der Gefragte.

„Ja, so was wie Moral oder Pointe?! Willst doch nicht behaupten, daß irgendeine Pointe . . .?“

„Aber Liebste. Die Pointe?“, gab der alte Herr zurück, nachdem er vergeblich höflich kurze Weile der Vollendung des Satzes entgegenschwiegen hatte.

„Was soll denn diese Geschichte? Sie hat ja gar keine Existenzberechtigung. Was spielst du dich als Held dieser gänzlich würzlosen Erzählung auf?“

„Liebste. Ich? Als Held? Wieso? Vielleicht ist es deiner Aufmerksamkeit entgangen, daß ich ja erst beim Anfang meiner Geschichte bin?“

„Du steckst ja mitten in dieser Geschichte drin; sie nähert sich bereits ihrem Ende!“

„Es ist dies das erstemal meines Wissens“, stellte der alte Herr fest, „daß die Perspektive einer Geschichte von einer Ebene auf die andere voltigiert. Ein Phänomen in der Geschichte der Literatur. Wert, von einer verständigen Redaktion ihren Lesern dargeboten zu werden. Eine unerschöpfliche Quelle neuer Verdienstmöglichkeiten für Literaturprofessionals. Ich für meine Person sehe mich leider gezwungen, aus dieser Geschichte auszutreten, denn es könnte der Verdacht auftauchen, daß ich mit meinen einleitenden Worten hätte zu einer Geschichte auszuholen wollen, die irgendwie zu einer kommerziellen Ausbeutung gebracht werden sollte. Ein unstatthafter Verdacht, dem zu keimen auch nicht die geringste Möglichkeit geboten werden darf.“

Das Leben der amerikanischen Millionärskinder

Bericht eines Erziehers

Von

James Noble Gifford

Von den vielen Kindern amerikanischer Millionäre, die ich im Laufe der Jahre zu erziehen hatte, war vielleicht jener vierzehnjährige Junge, der zusammen mit seiner Mutter in einem fashionablen Seebad Florida wohnte, der schwierigste Fall. Die Saison näherte sich ihrem Ende, als ich ihn übernahm, soeben hatte ihn ein anderer Erzieher stehen lassen. Dieser Junge — wir wollen ihn John nennen — war außerordentlich wenig erzogen, trotz einer Reihe von Erziehern, die er schon gehabt und trotz der guten Schule in New York, die er sehr unregelmäßig besucht hatte und der am kläglichen Resultat nicht die Schuld gegeben werden kann. Ich sprach mit seiner Mutter über ihn.

„Was soll ich tun, Mr. Gifford?“ Sie blickte mich, auf dem Strande liegend, aus ihren schönen veilchenblauen Augen groß an. Sie war und ist noch eine sehr schöne Frau. „Sein Stiefvater will nichts mit seiner Erziehung zu tun haben, und ich kann den Jungen nicht zum Gehorsam zwingen. Er ist eben so schlecht erzogen.“

Der Junge gehorchte nur der Laune des Augenblicks. Ich gewöhnte ihm manches ab, aber es war schwer, mit ihm auszukommen. Er sagte seiner Mutter einmal beim Lunch, sie möge den Mund halten. Ich bat ihn darauf, das Zimmer zu verlassen. Als er zögerte, erhob ich mich und sagte ihm, daß nun entweder er oder ich gehen müßten. Dann ging er. Nach den Prüfungen verließ ich ihn mit zerrütteten Nerven und mit dem Gefühl einer Niederlage. Dieser Junge wird ganz bestimmt ein prominenter Mann werden. Er wird Millionen kontrollieren und wird die Dinge und Menschen beherrschen, die von diesen Millionen abhängen. Nicht auszudenken!

Aber die Leiden des Erziehers künftiger Millionäre sind bisweilen amüsanterer Art. Das Merkwürdigste ist die Sparerei, die diese Millionäre treiben. Man gewöhnt sich bei ihnen an Papierservietten, an knappe Portionen und an Spinnewebe über dem Bett. Aber sie treiben es mitunter noch toller.

Das Tollste, was ich an Sparerei bei einer schweren Dollarmillionärsfamilie sah, erlebte ich auf einem wirklich wundervollen Landsitz in der Nähe von New York. Die lebenswürdige Dame des Hauses rief in meiner Gegenwart den Feinkostladen an, der nur einige Schritte vor dem Tor ihres Parks lag. Sie telefonierte in meiner Gegenwart, wahrscheinlich, um durch die Tat zu beweisen, was sie mir früher einmal erzählt hatte, daß sie außerordentlich häuslich veranlagt sei. Die Dame hatte mir unter anderem erzählt, daß sie ihre Schlafstube immer selber aufräume: „Der Gedanke, daß ein Dienstbote mein Zimmer betreten könnte, macht mich krank.“ In diesem Augenblick kam ein Mädchen, beladen mit Besen und Staubtüchern aus der sakrosankten Schlafstube. Die Dame telefonierte: „Ja, und schicken Sie mir zwei Pfund Kaffeemischung . . . Sie wissen nicht, was



Ein Codona im Berliner Wintergarten

Photo Georg Lorant



Gymnastik



Leni Riefenstahl auf dem Montblanc



Medium



Sitzung

Rapid-Photos



Photo Keystone View

Skikonkurrenz in Predeal (Rumänische Karpathen)
Königinmutter Maria, Kronprinz (Exkönig) Mihai, Königin Elena, König Carol II.

Kaffeemischung ist? Ich meine, eine ganz schlechte Sorte. Wenn ich guten Kaffee habe, trinken meine Dienstboten so viel, daß ich es nicht erschwingen kann.“

Am selben Abend noch hatte die Dame auf ihrer Tafel eine herrliche Sektfontäne aufstellen lassen; im Bassin, in das der Sekt fiel, lagen seltene, erlesene Früchte.

Vor einigen Jahren hielt man ein gewisses Seebad in Florida besonders geeignet für Kindererziehung und schickte viele Millionärskinder hin. Ich verbrachte vier Semester in diesem Seebad und unterrichtete die Millionärskinder in ganz kleinen Klassen. Ich arbeitete in einer ausgesprochenen „money school“, einer Schule für die Kinder reicher Leute. Einer meiner Zöglinge war ein lieber Junge von neun oder zehn Jahren. Ich fragte seine Klasse einmal, was wohl die drei unentbehrlichsten Dinge des Lebens seien. Ich hoffte, daß sie es noch wissen würden: nämlich Nahrung, Kleidung und Obdach. Mein Junge meldete sich und sagte, er könnte *ein* unentbehrliches Ding nennen. Und er nannte es: „Parfüm.“

Die Jungen lachten, aber ich gebot Ruhe. Ich hatte meinem Jungen ins Auge geschaut und wußte, daß er gar nicht scherze. Ich war verblüfft. Diese Kinder reisen mit ihren Gouvernanten und Erziehern das ganze Jahr herum und sind über ihre Jahre reif. Sie verbringen die meiste Zeit in der Gesellschaft von Erwachsenen. Ich wandte mich an den Jungen, sehr ruhig: „Denkst du wirklich, daß Parfüm ein Ding sei, ohne das du nicht leben könntest?“

Er dachte ein bißchen nach und sagte dann ernst: „Ich dachte ja nicht an mich selber. Ich versuchte, an die Erwachsenen zu denken.“

„Aber du denkst doch nicht, daß den Erwachsenen das Parfüm unentbehrlicher sei als das Essen?“

„Jetzt sehe ich ein, Mr. Gifford, daß das nicht stimmen kann. Aber ich glaube doch, meine Mutter könnte eher ohne Essen leben als ohne Parfüm.“

Ich erzählte die Antwort des Jungen gelegentlich seiner Mutter, und sie amüsierte sich über sie königlich. Aber ebenso amüsierten sich die Leute, als ich ihnen die Antwort des Jungen auf meine Frage erzählte, wie oft seine Mutter verheiratet gewesen sei. „War es dreimal oder viermal gewesen?“ war seine Antwort. Er wußte es nicht. Ich sagte ihm, er möge sich schämen und nachdenken. Und dann sagte ich ihm, daß seine Mutter dreimal verheiratet gewesen sei. Aber heute hält sie schon beim fünften Gatten.

Wie reif und unreif diese Jungen zu gleicher Zeit sein können! Ein elfjähriger Junge kam immer zu spät zum Unterricht. Schließlich gab ich ihm einen Zettel, auf dem ich seine Verfehlungen aufgezeichnet hatte, und bat ihn, ihn mir am anderen Tag, von seiner Mutter unterschrieben, zurückzubringen. Er brachte ihn mit der Unterschrift seiner Erzieherin zurück. Ich gab mich nicht zufrieden. „Sagte ich dir nicht, daß du das Ding deiner Mutter zeigen müßtest?“

Der Junge brach in Tränen aus. „Ich habe meine Mutter seit einer Woche nicht gesehen.“

Er lebte in ihrem Haus und bekam sie eine Woche lang nicht zu Gesicht. Und diese Frau hatte zu mir so oft in der überschwänglichsten Weise von ihrer Liebe zu ihren Kindern gesprochen.

Einmal bemerkte ich, daß ein Millionärsjunge während des Unterrichts Gummi kaute. Ich fragte ihn, ob er jetzt sein Frühstück beende oder schon sein Mittagbrot

begonnen habe. Die Klasse lachte, aber der Junge blieb ernst: „Verzeihen Sie, Mr. Gifford, aber meine Weckuhr weckte mich nicht rechtzeitig, und ich konnte im Eisschrank nichts zu essen finden.“

Dieses Kind eines vielfachen Millionärs war noch nicht elf Jahre alt und hatte sich schon längst daran gewöhnt, des Morgens von der Weckuhr geweckt zu werden und sich aus dem Eisschrank etwas zu essen zu holen. Es stellte sich heraus, daß der Junge oft ohne Frühstück zur Schule gekommen war, meistens aber hatte sein Frühstück aus Hummermayonnaise bestanden. In einem Elendsviertel hätte der Fall einfach gelegen, hier konnte ich dem Kinde einfach nicht helfen. Das Bild seiner Mutter war in diesem Winter in so gut wie allen Sonntagsbeilagen zu sehen. Sie hatte weder Zeit noch Geld, um wenigstens eine Negerin zu mieten, die dem Jungen ein Frühstück gekocht hätte. Der Junge ging im Hause aus und ein, kein Mensch fragte ihn, wo er seine Zeit verbrachte. Er besuchte regelmäßig drei Kinovorstellungen am Tage. Er wusch sich nie die Ohren. Ich schickte ihn einmal nach Hause, weil er so dreckig war, aber es nutzte nichts.

Ich hatte auch einen anderen elfjährigen Jungen, der kam täglich in einem großen ausländischen Auto zur Schule, das seine Eltern eigens für ihn hatten kommen lassen. Auch er war dreckig. Ich sah zu, so lange ich konnte, aber als er einmal in einem namenlos schmutzigen Hemd in der Klasse erschien, schickte ich ihn nach Hause. Er kam zurück mit einem Brief seiner Mutter, darin stand unter anderem: „Mein Junge darf nicht auf extravagante Gedanken kommen. Wenn er sein Hemd beschmutzt hat, muß er es bis zum Ende der Woche tragen.“ Das war an einem Mittwoch.

Einmal kam der Vater einer meiner Zöglinge zu mir und meinte, er dulde nicht, daß sein Sohn längere Stücke abschreibe, um seine Handschrift zu verbessern. „Wenn er einmal erwachsen ist, wird er überhaupt nicht schreiben müssen. Er wird schon Einen bezahlen können, der für ihn die Schreibarbeit besorgt.“

Ich erzählte ihm darauf von einem persischen Aristokratenkinde, das nach Konstantinopel geschickt wurde, um ins Robert College einzutreten. Das Kind kam mit einer Art Hofstaat an und mit einem Erzieher, der die Aufnahmeprüfung statt seiner ablegen sollte. Das Kind war tief überzeugt davon, daß niemand an ein Wesen seines Ranges Fragen richten dürfe. Es wurde nicht aufgenommen. Der Millionär, dem ich diese Geschichte erzählte, lachte: „Das war in Konstantinopel!“ Sein Junge würde eben immer einen Sekretär halten.

Diese armen Millionärskinder haben oft Sinn für Humor. Ich kam einmal auf den Schulhof, da hatten sie eben einen Jungen niedergeboxt. Ich brach ein in ihren Kreis und forderte Aufklärung: „Oh, Sam spricht immer so gebildet. Wir wollten wissen, ob er seine Grammatik nicht vergißt, wenn wir ihn tüchtig verhauen.“ Er hat seine Grammatik nicht vergessen! Das hat er seiner braven Mutter zu verdanken, die ihn zum Gentleman erzog.

Ein Erzieher hat es schwer, besonders wenn er in der Familie seines Zöglings lebt. Er ist nicht Gast, denn er arbeitet ja für die Familie und kann entlassen werden. Andererseits fällt er nicht in dieselbe Kategorie wie die andern Angestellten. Ich habe die mannigfaltigsten Erfahrungen gemacht. In einer Familie in Long Island wurde ich bei der Tafel regelmäßig übergangen,

wenn Wein serviert wurde, in einer andern in Tuxedo Park hätte ich nicht höflicher behandelt werden können. Man wird nicht im Zweifel sein, welche von den beiden Familien sozial höher stand. Aber bei den Long-Island-Leuten mußte ich einmal lachen. Ihr Haushofmeister kündigte ihnen, weil er die viele Arbeit, die von ihm verlangt wurde, ohne Hilfe nicht leisten konnte. Die Dame des Hauses war wütend und sagte ihm, sie würde ihm nie eine Empfehlung geben. Nie werde ich seine Antwort vergessen: „Ich danke Ihnen, Madame. Ihre Empfehlung könnte mir sehr hinderlich sein, einen guten Platz zu finden.“

Dreimal in drei Jahren verlor ich den Posten, weil ich nicht Golf spielte. „Tut mir leid, Gifford“, sagte mir ein Millionär, „aber ich behalte nie einen Erzieher, der nicht mit mir Golf spielen kann.“

Meine Erfahrungen sind typisch. Die Leute, von denen ich gesprochen habe, besitzen zusammen mehrere hundert Millionen Dollar. Viele von ihren Kindern werden roh, unkultiviert und schwach aufwachsen. Und doch ist die Erziehung eines Millionärskindes so wichtig wie die eines Kronprinzen. Die Väter beklagen sich: „Sagen Sie mir bloß, warum mein Kind zu nichts nütze ist? Ich habe ihm ja alles gegeben. Ich selber hatte nichts und war doch erfolgreich.“ Ich hatte es ihnen zu erklären versucht, aber sie haben mich nicht verstanden. Diese Leute haben ihren Söhnen tatsächlich nichts gegeben, nichts von ihrer Zeit. Die Kinder erhielten teuren Sportunterricht, aber weder von ihnen noch von irgend jemand anderem wurde ihnen Verständnis und Mitgefühl zuteil. Einem der Jungen verbot man, mit seinem Freunde Tennis zu spielen, weil er sich einen unkorrekten Schlag angewöhnen könnte; wenn er Tennis spielen wolle, möge er sich an einen Berufstrainer wenden. So leben diese Kinder. Zwei- oder dreimal in der Woche werden sie regelmäßig dem Arzt vorgestellt, aber sie sehen nicht gut aus. Sie haben seltene Krankheiten, die es unter der Millionengrenze kaum gibt. Sie werden bald stündlich gestört, bald ganz vernachlässigt. Als kleine Kinder werden sie meistens von Ausländerinnen betreut, deren ganze Qualifikation in ihrem Ausländertum besteht. Ich fragte einmal einen Jungen von dreizehn Jahren, was er an seinem einundzwanzigsten Geburtstag machen würde. Er sagte prompt: „Den ganzen Tag in der Untergrundbahn fahren. Ich bin noch nie mit der Untergrund gefahren. Das muß doch herrlich sein.“



Max Beckmann



Hans Aufseeser

Die Herren der Schöpfung

Von

Clare Sheridan

Als ich jung war, hielt ich die Selbsteinschätzung der Männer für richtig. Ich war geblendet von dem unfehlbaren Wesen, dessen Recht zu herrschen, zu führen und zu kommandieren ich nie in Frage zog. Aber vierzehn Jahre Witwenstandes haben den Zauber einer vierjährigen Ehe verblassen lassen. Jetzt habe ich Abstand zum Mann, er gehört nicht mehr zu meinem täglichen Leben, sondern ist ein Gegenstand der Unterhaltung und des abstrakten Studiums geworden. Ich sehe ihn leidenschaftslos. Er interessiert mich, um so mehr, als mein Sohn heranwächst.

Ich will meinen Sohn nicht heruntersetzen. Er ist körperlich untadelig, geistig frisch und moralisch fest, und ich gehöre zu der großen Schar „törichter“ Mütter, die blind anbetet, habe aber die Gabe, die Dinge auseinanderzuhalten. Der Versuch ist noch nicht annähernd beendet, der Junge ist erst vierzehn! Seine Schwester ist vier Jahre älter als er, es ist also nur natürlich, daß sie ihm augenblicklich geistig überlegen sein soll. Aber mit vierzehn war sie bereits weit entwickelter, als er es gegenwärtig ist. Mit vierzehn las sie Anatole France; war sie verantwortungsbewußt und *dachte nach*; sie erniedrigte mich nie zur Rolle des Kindermädchens, nie mußte ich sie dazu anhalten, ihre Hände zu waschen oder ihre Schuhe zu wechseln. Sie war verständig genug, um hereinzukommen, wenn es regnete, und einen Mantel anzuziehen, wenn es kalt war. Sie war wohlerzogen, ohne daß man sie dazu anhalten mußte, machte die Türen auf und ließ Ältere vorangehen, und nahm nie das letzte Stück Kuchen vom Teller. Sie ging ins Bett, ohne daß es des Drängens bedurfte, und legte ihre Kleider säuberlich über eine Stuhllehne; sie hob sogar Sachen auf, die auf den Boden gefallen waren. Mein Sohn tut nichts von alledem.

Wenn ich in das Zimmer meines Sohnes gehe, komme ich mir vor, als sei ich in der Wildnis. Chaos und Durcheinander erwarten mich. Ich werde plötzlich in ein Stubenmädchen verwandelt, in eine Kindsmagd und Erzieherin. Ich vergesse all die schönen Dinge, die ich ihm hatte sagen wollen, ich bücke mich nur und hebe auf. Der Schreibtisch, an dem er nie schreibt — ich habe in meinem Kopf ein Verzeichnis aufgestellt! — ist mit Patronen bedeckt, die eben hergestellt werden,

deshalb steht da eine Untertasse voll loser Schrotkörner, Pfropfen, eine Blechbüchse voll Pulver und ein Instrument, die Ladung in die Hülsen zu stopfen. Des weiteren ein langer Stock zum Reinigen des Gewehrs; ein unzählbares und unbenennbares Durcheinander von Messingstücken, Draht, Schrauben, Muttern, Ventilen und was sonst noch allem — alles Bestandteile eines Radios, das er auseinandergenommen hat. Ferner ein illustrierter Automobil-Katalog, ein Hammer, ein Schraubenzieher, Bindfadenrestchen, Messer usw., ein reichlich abgegriffenes Buch über Schiffsbau. Ein richtiger Budentisch, werdet ihr sagen, und normal — ganz wie er sein soll. Ja, aber der Tisch hat nicht gereicht, und auch der Fußboden muß herhalten, nichts wird aufgeräumt, und deshalb kann nichts abgestaubt werden! Der Anzug liegt als ein Bündel auf dem Boden.

Nun mag ich ja vielleicht allerhand über die häuslichen Bedürfnisse und Gepflogenheiten der männlichen Lebewesen vergessen haben, aber ich weiß noch, daß Hosen, wenn man sie zusammengeknüllt liegen läßt, sich nachher in weit schlimmerem Zustand befinden als etwa ein Weiberock, dem man dieselbe Behandlung angedeihen läßt. Hosen sollten wenn möglich täglich gebügelt werden. Da man das nicht kann, sollten sie zumindest gefaltet und säuberlich auf einen Stuhl gelegt werden. Ich hebe also die Sachen vom Boden auf. Das erscheint mir einfacher als lange Auseinandersetzungen.

„Hast du deine Zähne geputzt?“

„Nein — ich bin zu müde.“

„Hast du sie heute morgen geputzt?“ Er weiß es nicht mehr genau, was besagt, da er wahrheitsliebend ist, daß er es nicht getan hat. Seine Schwester dagegen pflegt ihre Zähne zu putzen und benutzt reichlich Seife im Bad. Er ist nicht übermäßig auf ein Bad versessen, willigt aber, wenn man ihn drängt, ein, sich hineinzulegen und sich aufweichen zu lassen. Das Wasser ist ebenso klar, wenn er heraussteigt wie beim Hineinsteigen. Er sagt: das ist darum so, weil er so rein ist! Ich weiß, daß es so ist, weil er keine Seife benutzt. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn er Seife nimmt, weiß ich es. Da läßt er sie im Wasser liegen und schmelzen!

Er ist am glücklichsten, wenn er ein Gewehr oder eine Pistole abfeuern kann. Ist kein zum Töten geeignetes Tier in der Nähe, so stört er die Stille unseres Gartens damit, daß er auf ein Ziel schießt, möglichst auf eine Flasche, die er auf dem Gartenweg zertöppert, auf dem ich mit sandalenbewehrtem Fuß lustwandle. Ist's keine Flasche, dann ein Eimer. Der Lärm, mit dem das Geschosß das Zink durchschlägt, gefällt ihm. Nach seiner Abreise konnten wir keinen Eimer auf-treiben, der Wasser hielt.

Wenn er von einem Ritt zurückkommt, schubst er das Pferd in den Stall und läßt es stehen. Kommt seine Schwester vom Reiten heim, nimmt sie den Sattel ab, reibt das Pferd trocken und befreit es vom Zaum.

Als er das letztmal in die Schule abreiste, nahm er seinen Lautsprecher mit, eingewickelt in Papier; er packte einen mit Säure gefüllten Akkumulator in den Lautsprecher hinein. Der Gärtner, ahnungslos, lud sich den Lautsprecher auf den Rücken und trug ihn zum Wagen. Die Säure floß aus; eine Stunde später waren Hemd und Hose des Gärtners buchstäblich in Fransen! Zweifellos erging es den Trägern, die ihn zum Zug brachten, ebenso. Jedes Mädchen hätte so viel Vernunft besessen, beides getrennt zu tragen: „Vorsicht! Nicht stürzen!“

Wir beide, seine Schwester und ich, sitzen da und flicken seine Kleider, nähen Knöpfe an und stopfen seine Socken. Das gilt als selbstverständlich. Wir werden deshalb nicht als überlegen eingeschätzt, weil wir nützlich sind, sondern er ist überlegen, weil er hilflos ist. Ein Mann, der einen Knopf annähen könnte, wäre eine Zielscheibe des Spottes. Imstande sein, eine Nadel einzufädeln, wäre ein Schandfleck auf seiner Mannesehre. Die Tatsache, daß ein Mann mit grobschlächtigen Händen die verwickelteste künstliche Fliege zum Fischen zusammenbasteln kann, könnte einen auf den Gedanken bringen, daß er nähen könnte, wenn er es versuchen wollte; aber er ist zu stolz, um es zu versuchen.

Jedermann weiß, daß überall, wo Gemeinschaftserziehung eingeführt ist, die Mädels immer den Jungen voran sind. Mit siebzehn ist ein Junge kaum mehr als ein Tollpatsch. Ein Mädchen ist eine Frau, die gebären kann. Im Hinblick auf die Tatsache, daß nur die Abkommenschaft mütterlicherseits außer Zweifel feststeht, daß nur die weibliche Linie eine sichere Nachkommenschaft garantiert, scheint es unglaublich, daß sich Besitz und Name bei einem Fideikommiß auf die männlichen Nachfahren vererben.

Daß die Frau vor der Geburt Einfluß auf die menschliche Rasse hat, scheint sie mir widerspruchslos überlegen zu machen, trotzdem beansprucht der Mann den Vorrang. Der Grund? Ich suche danach, suche nach dem Faden, der ins Geheimnis der männlichen Vorzugsstellung führt. Vielleicht wurde sie ihm eingeräumt dank seiner Eigenschaft als Gesetzesgeber, Staatsmann, Ernährer und Soldat? Aber heutzutage bestimmen auch die Frauen die Gesetze. Sie haben sich nicht als unfähig erwiesen im Parlament, ihre Reden waren nicht dümmer als die der Männer. Auch am Kampf ums tägliche Brot haben die Frauen teil, sie ernähren nicht nur sich selbst, sondern steuern zum Haushalt bei. Erst dieser Tage hörte ich die Äußerung eines angesehenen Aristokraten: er suche nach einer Frau, die ein Mitarbeiter und nicht nur ein hübsch anzusehender Parasit wäre. Nur die diplomatische und militärische Laufbahn bleiben ausschließlich männliches Vorrecht. Sie verteidigt er eifersüchtig mit einer Art letzter Verzweiflung. Trotzdem hat das kaiserliche Rußland der Welt das Beispiel einer Frauentruppe gegeben. Sie bewährte sich als eine streitbare Einheit. In der Revolution hielten sie wacker stand, während die Männer davonliefen. Ich selbst habe eine russische Fürstin gekannt, die während des Krieges in den Reihen eines Kosakenregiments diente. Ihr Mann und ihre Brüder waren Offiziere. Sie wurde dreimal verwundet. Sie war nicht unweiblich. Ich bin überzeugt, daß es in allen Ländern solche Frauen gibt, körperlich kräftige Frauen, und tapfer dazu, die sich nicht zum Haushalt „berufen“ fühlen und nie Kinder haben werden. Das zwanzigste Jahrhundert hat sie geschaffen; sie könnten ein ansehnliches Regiment zusammenstellen. Ich befürworte es nicht, denn ich bin gegen den Krieg, aber ich behaupte, daß Frauen Soldaten sein können, daß auch Frauen zu sterben verstehen. Laut ärztlicher Aussagen können Frauen körperliche Schmerzen besser ertragen als Männer.

Worin also ist der Mann überlegen? Laßt uns scherzeshalber einmal annehmen, daß die Welt, so wie sie sich uns heute darstellt, seit einiger Zeit ausnahmslos von Frauen regiert worden wäre. Malen wir uns aus, wie der Mann sich in seinen Lehnstuhl zurücklehnt und das Ganze begutachtet. Er äußert sich abfällig über das

Versagen der Frauen in der Diplomatie. Sie haben den großen Krieg nicht vermeiden können. Er ist sicher, daß, wenn Männer an ihrer Stelle gewesen wären, es keinen Krieg gegeben hätte. Ist nicht die Diplomatie dazu da?

Der Vertrag von Versailles! Er brummelt: Was für ein Unding! Wie kurz-sichtig diese Frauen sind! Sie hätten einen Elementarkursus in Geographie durchmachen müssen, ehe sie sich anmaßen, ein neues Europa zu umgrenzen! Dann das ganze Genfer Palaver! Wie diese Frauen schwätzen und schwätzen . . . und wie wenig sie handeln. Nun zu den Memoiren Fochs und Clemenceaus. Wie



Käthe Knorr

sie einander verleumden! Weiber können den Mund nicht halten, selbst nicht nach dem Tod! Des weiteren die Unruhen in Indien. Eine sogenannte sozialistische Regierung schießt auf ein Volk, das Selbstbestimmungsrecht fordert!

Frauen sind so unlogisch! Man betrachte die ständig wachsende Zahl der Arbeitslosen. Bald wird die ganze Welt von Unterstützung leben, auch die Landwirte, wenn die Besteuerung sich nicht ändert. Zuschüsse! Immer neue Zuschüsse! O, die weichen Herzen dieser Frauen! Das Land wird in die Binsen gehen mit ihren Zuschüssen! Ein weiteres Mal haben sie einen Handelsvertrag mit Rußland unterzeichnet. Einen Tag brechen sie die Beziehungen ab, den nächsten . . . O, die Launenhaftigkeit der Frauen! — So würden die Männer reden, wenn die Frauen verantwortlich wären für alles, was geschehen ist.

Wenn es den Anschein hat, als habe ich es an der nötigen Achtung vor den Herren der Schöpfung fehlen lassen, bitte ich um Verzeihung. Ich möchte sie so wenig heruntersetzen wie meinen Sohn. Sie sind der Sonnenschein, das Licht und der Schatten des Lebens, ohne den alles schal, fahl und unerträglich ist. Der Mann ist der natürliche Gefährte der Frau. Seine Mitarbeit ist wichtig, seine Zustimmung notwendig, sogar sein Mißfallen angenehm anspornend. Seine Logik ist die Ergänzung zur Intuition der Frau. Seine Urteilsfähigkeit ist das Gegenstück zur fraulichen Vision. Aber sein Anspruch auf Überlegenheit bleibt unbewiesen und der Grund seiner Vorzugsstellung ein Rätsel.

(Deutsch von Hans B. Wagenseil.)

Amerikanische Gedichte

Von

Paul Morand

*

Zur Küste hinunter

*Auf jedem Nachttisch liegt eine Bibel,
gestiftet von den Gedeons,
dem christlichen Verband der Handlungsreisenden.*

*Anschlagzettel empfehlen,
mit Unbekannten nicht Bridge zu spielen:
„Vorsicht gegen Bauernfänger!“*

*Die Landschaft ist wie Corned-beef
in Weißblech gepackt.
Schneespitzen dolchen in den Himmel;
dabei muß ich an Mallarmé denken,
der es sich nie versagen konnte,
glacier auf acier zu reimen.*

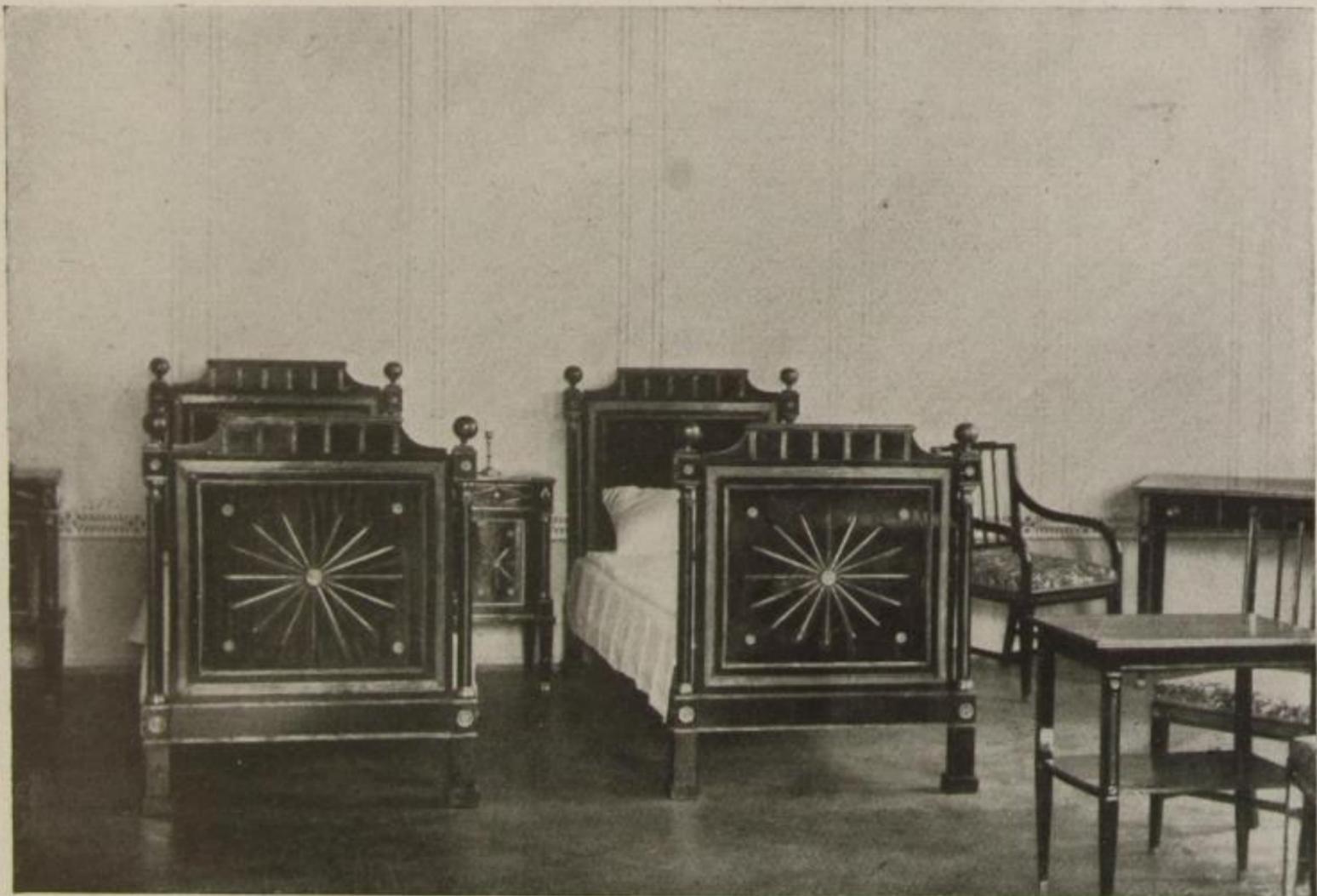
*Die Indianer führen des Nachts
mit Feuern
über Hunderte Meilen
Gespräche miteinander.
Wie die Genies verständigen sie sich
über die Köpfe der gewöhnlichen Menschheit hinweg.*

*Hier ist — grau und blau — der Roosevelt-Lake,
der größte künstliche See der Welt.*

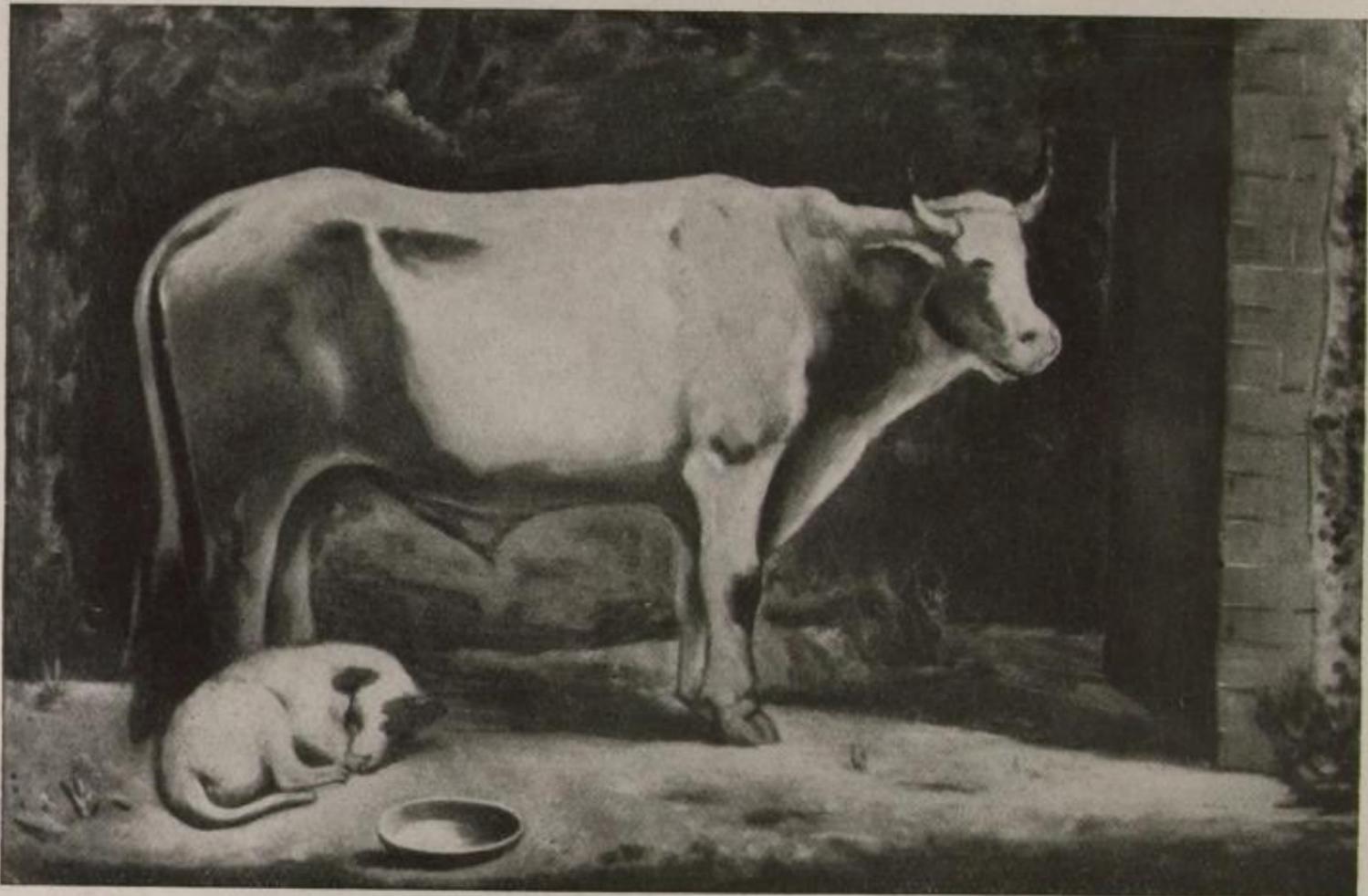
*Am Abend des nächsten Tages
hat es die Wüste aufgegeben
hinter uns herzuklaffen.
Wir sind in Pomona.
Die Nähe des pazifischen Ozeans
kündigt sich an*



Sing-Sing, Der elektrische Stuhl

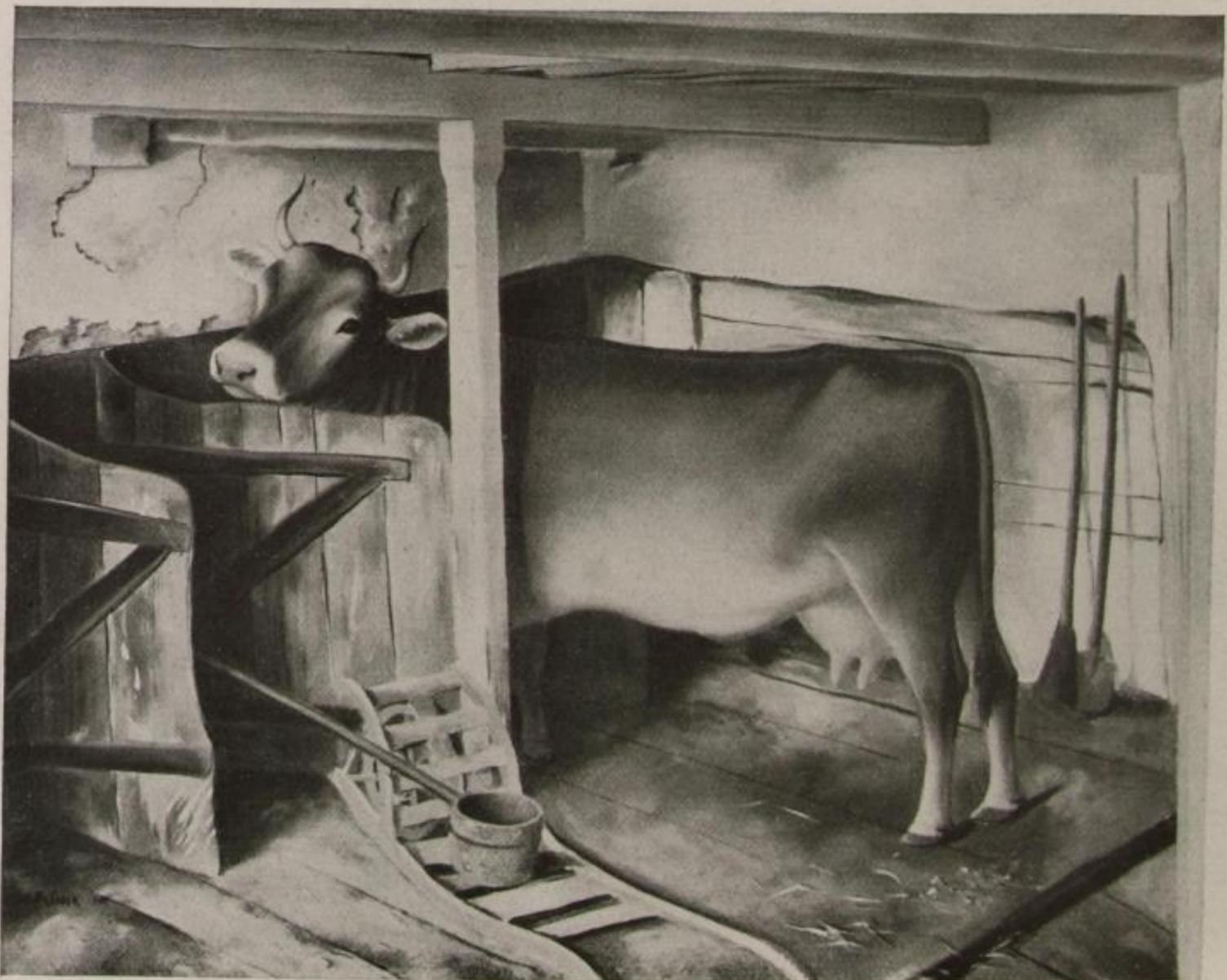


Rasputins Schlafzimmer



Carlo Carrá, Ochse

Rom, Quadriennale



Werner Peiner, Kuh

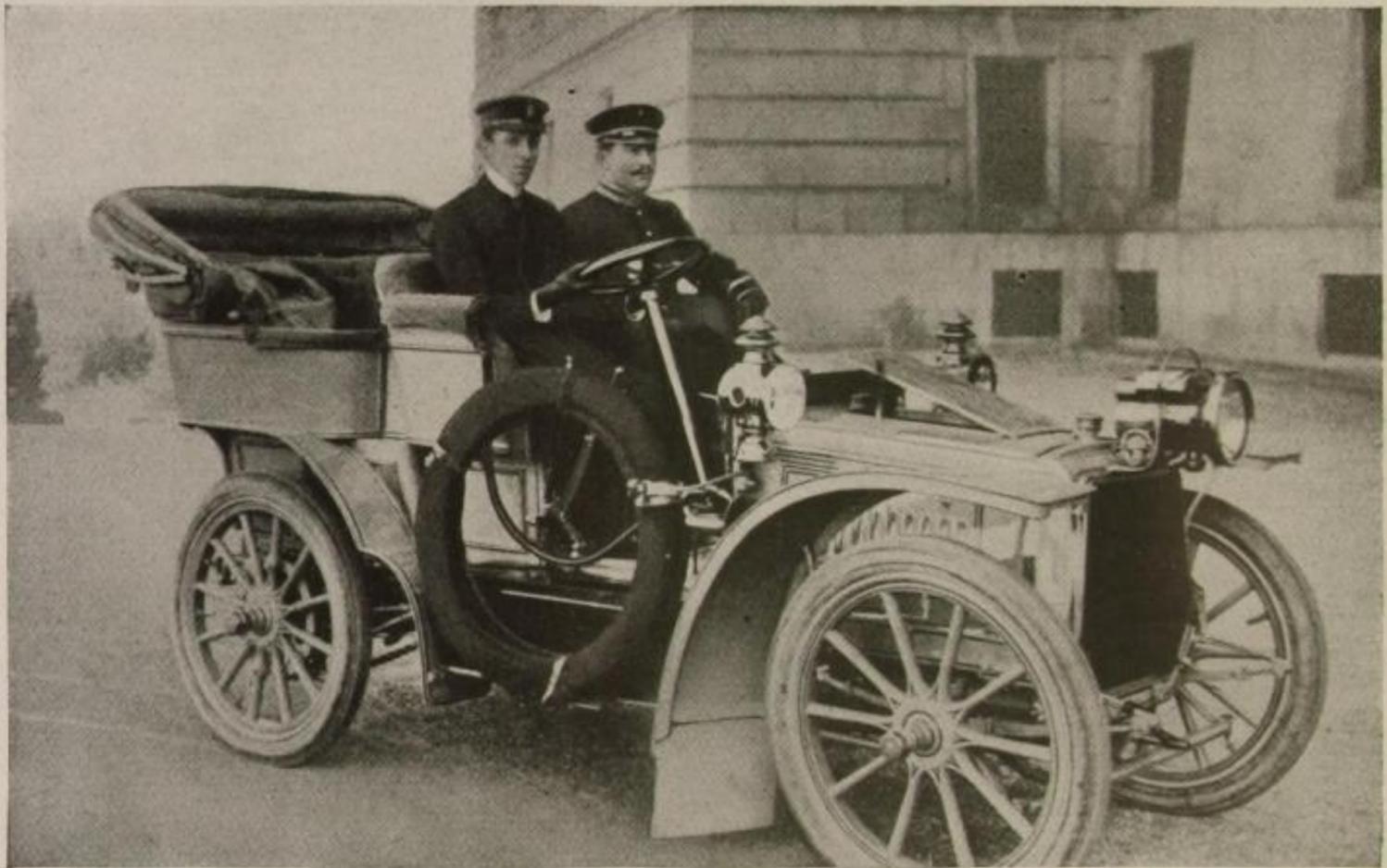
Köln, Kunstsalon Abels



Der 70jährige Hans Hörbiger, Entdecker der Welteislehre



Kubin, Frau Koeppel, Maler Koeppel, Frau Kubin



Alfons XIII. am Steuer seines ersten Autos

Sammlung Korty



Das Schlafzimmer des spanischen Königs

International Graphic Press

*mit lässig weichen, süßen Brisen,
die aus allen Richtungen kommen,
wie Stimmen, die einander zusingen.*

*Die Region
der Orangenbäume,
der Mandarinenbäume,
wehend erregter Pampasgräser
hat begonnen.
Lange knallgelbe Züge,
die Pacific-Fruit-Express,
sammeln die Früchte für New York.*

*Ah! Auch Palmen!
Es riecht nach verbranntem Eukalyptus
und nach Petroleumöfen,
am Fuße jedes Orangenbaums steht einer
(gegen die Morgenfröste).*

*Ich betrete Notre-Dame-des-Anges,
eine Stadt, die unter Ferdinand VII.
fast viertausend Einwohner zählte,
und die man heute unter dem landläufigeren Namen Los Angeles kennt.*

*

Der Transatlantik-Gent

*Er ist der Brummel der Fünften Avenue:
Krawatte Goldbrokat, geblümt mit Diamantensplitterchen,
Anzug Metallstoff, rosa-violett,
Schubwerk aus echter Haifischhaut, jeder Knopf eine kleine
schwarze Perle,
Pyjama aus Asbest gewebt, ein anderer seiner Anzüge
Stoff aus gesponnenem Glas,
die Weste Krokodilleder.
Sein Kammerdiener besorgt die Pflege seiner goldenen Garnitur.
Nie trägt er im Portefeuille andere als neue und parfümierte
Banknoten.*

Deutsch von Hans B. Wagenseil

Edison und der Elektrische Stuhl

Von

Doctor Becker

Das aber wißt Ihr nicht, daß wir keinem anderen als Edison den Elektrischen Stuhl verdanken.

Etwas verwickelt ist die Sache. Der elektrische Strom, der Menschen umbringt, ist nicht die Erfindung Edisons, sondern im Gegenteil die Erfindung seines verhaßtesten Konkurrenten, und eben diesen wollte Edison dadurch umbringen, daß er zeigte, wie man mit der Erfindung des Konkurrenten Menschen umbringen kann.

Wie Ihr wißt, hat Edison das elektrische Licht erfunden. Er verwendete direkte Schwachstromleitung. Da kam die Konkurrenz: George Westinghouse wandte Wechselstrom mit Hochspannung an, und das war billiger.

Die um Westinghouse entstandene Aktiengesellschaft drohte die Edisonsche gradezu auszuschalten. Die letztere, keineswegs geneigt, ihr elektrisches Licht unter den Scheffel zu stellen, erklärte öffentlich, *ihre* Drähte seien ungefährlich. Aber die, die die Konkurrenz lege, seien lebensgefährlich, imstande, Mensch und Tier im Nu zu töten.

Haha, lachten die Plakate der Westinghouser mit promptem Hohn, haha, Konkurrenzmanöver! Nur um unsere Drähte zu isolieren, wird solcher Unsinn ausgestreut. Unsere Leitungen sind harmlos wie Seidenfäden.

Haha, „wie Seidenfäden“, lachte die Leitung der anderen Leitung, aber ihr Lachen klang nicht ganz echt. Denn sie fühlte, daß Amerika geneigt sei, an unlauteren Wettbewerb zu glauben und sich den billigeren Lieferanten hinzugeben.

Was kann man anderes gegen den Vorwurf des unlauteren Wettbewerbs machen als unlauteren Wettbewerb? Man brachte einen Gesetzentwurf gegen die Verwendung von Westinghousescher Elektrizitätsleitung ein. Der aber wurde nicht Gesetz. Alle amerikanischen Abgeordneten kann eine Schwachstrom-A.-G. nicht bezahlen.

Da erschien in der Stadt Albany, dem Sitz von Regierung und Parlament des Staates New York, ein Assistent Edisons, Mr. Harald Brown, und hielt öffentliche Experimentalvorträge über Elektrotechnik ab. Die hatten großen Zulauf, denn Elektrotechnik war damals offenkundig das zukunftsreichste Geschäft. Jeder wollte sich darüber informieren. Auch waren die Eintrittspreise niedrig, erstaunlich niedrig, — wie konnte der Mann bei der Kostspieligkeit seiner Experimente überhaupt auf die Rechnung kommen? Hm, er war eben uneigennützig. Und unparteiisch war er auch: obwohl er Edison und der Edison-gesellschaft nahestand, stand er nicht an, nach seinen Schwachstromversuchen offen zu erklären, daß der Starkstrom viel stärker und wirkungsvoller sei. Zum Beweis leitete er auf der Bühne Westinghousesche Ströme durch lebendige Hühner, lebendige Kaninchen, lebendige Hunde und lebendige Pferde — und, voilà, im selben Moment hörten sie auf, lebendige Kaninchen, lebendige Hunde und lebendige Pferde zu sein.

Wie das der Zufall und amerikanische Aktiengesellschaften so zustande-

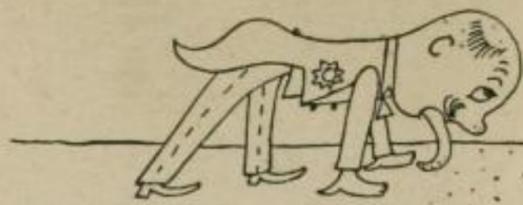


Werner Heuser

bringen, waren zu den Brownschen Vorträgen einige Regierungsmitglieder erschienen, die bei dem blitzartigen Zucken der Hühner, Hasen und Hunde blitzartig der Gedanke durchzuckte, man könnte auf diese nette Weise auch Menschen umbringen. Bezahlt, getan! Sie brachten einen Gesetzentwurf ein.

Vergeblich kämpfte Westinghouse. Vergeblich wandte er ein, wiederholt seien Menschen, die bei Berührung der Hochspannung „getötet“ wurden, nachher wieder zum Leben erweckt worden, und so werde man bald auf dem Broadway den Mördern begegnen, die vor kurzem hingerichtet wurden. Vergeblich. Der Gedanke, sich nicht nur die Zimmerbeleuchtung, sondern auch die Hinrichtungen elektrisch besorgen zu lassen, war allzu smart. Aber um ganz sicher zu gehen, ohne hingerichteten Mördern auf dem Broadway begegnen zu können, beschloß die Regierung, daß jeder Delinquent sofort nach seiner Elektrifizierung zu sezieren sei.

Wohl die erste Bestellung, deren Ausführung eine amerikanische Aktiengesellschaft einem zahlungsfähigen Kunden verweigerte, war die einer von der Regierung bei Westinghouse bestellten Dynamomaschine. Westinghouse lieferte nicht. Nun, Harald Brown ließ sie von einem unverfänglichen Geschäftsfreund in Südamerika bestellen, und als sie dort ankam, wurde sie sofort wieder nach U. S. A. verladen, und im Zuchthaus von Auburn fand an einem leuchtenden Maientag des Jahres 1890 die erste elektrische Hinrichtung statt, bei der die von der Edison Company mit Material versorgten Zeitungsleute nicht verfehlten, darauf hinzuweisen, wie präzis die Westinghouse-Elektrizität funktioniere.



Hans Sinogli

Spanische Revolten

Von Karel Čapek

Die politischen Verhältnisse in Spanien sind, wie mir scheint, nicht so konsolidiert wie in Italien; wie mir mein Informator erklärt hat, sind die letzten wichtigen Ereignisse diese: zum Vorsitzenden der Regierung hat sich der General der Artillerie Gonsalvez ausgerufen, aber er wurde von dem General der Kavallerie Graf Alvarez verhaftet, der sich zum Regierungschef ausrief; dieser Alvarez wurde jedoch von dem General der Infanterie Gomez verhaftet, und die Kavalleriekaserne wurde von der Infanterie in Grund und Boden geschossen. Jedoch der General Gomez wurde von dem Pioniergeneral Lopez verhaftet, worauf selbiger von dem Fliegergeneral Marquis Rodriguez verhaftet wurde. Im Laufe eines halben Jahrs wurden alle Generäle eingesperrt, und zum Regierungschef rief sich der Oberst Perez aus, worauf sich in raschem Tempo alle Obersten ablösten und die Majore an die Reihe kamen. Gestern hat den letzten Major, den Regierungschef Sauchez, der Kapitän der Kavallerie Martinez verhaftet; aber die Infanterieoffiziere erklären schon heute, daß sie sich von keinem Reitersmann befehligen lassen; auch unter den Artilleriekapitänen gärt es bedenklich. Der König von Spanien hat gestern erklärt, daß er volles Vertrauen in den Kapitän Martinez und dessen Kabinett setze. Auf der Puerta del Sol hat die Polizei Demonstranten auseinandergejagt, ohne daß es ihr gelungen war zu ermitteln, gegen wen sie demonstrierten. Kapitän Martinez gab den Vertretern der Presse bekannt, daß er die Regierung nur deshalb ergriffen habe, um die Ordnung zu erneuern und konstitutionelle Verhältnisse herbeizuführen, sobald die allgemeine Situation es gestatten würde. Diese Formel verwendet jeder neue Regierungschef, worauf er in der Regel verhaftet wird, damit wiederum jemand anderer die Ordnung erneuere und konstitutionelle Verhältnisse einführe.

Portugiesisches Postscriptum. In Lissabon habe ich mich vergebens nach jemandem umgesehen, der mir unparteiisch die dortige politische Situation erklärt hätte. Schließlich kaufte ich mir eine englische Zeitung, darin waren Depeschen, daß in Lissabon die Revolution ausgebrochen sei und daß die Kriegsflotte die Regierungskaserne beschiesse. Aber auf den Straßen sah ich nichts dergleichen, hörte auch nichts, vielleicht aus dem Grunde, weil es zu warm war. Ich fragte im Hotel den Oberkellner, ob heute irgendeine Revolution stattfinde. „Ja, Herr“, sagte er, „ich weiß wenigstens nicht, mein Herr, weshalb sie heute nicht stattfinden sollte.“ Ich begab mich zum Hafen, um nachzusehen, aber dort gab es keine Kriegsschiffe. Tags darauf las ich in den englischen Zeitungen, in Lissabon hätten die Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und den Aufständischen den ganzen Tag angedauert; die Regierung habe eine beruhigende Kundmachung erlassen und bereite sich zur Flucht vor. Ansonsten herrschte den ganzen Tag Ruhe: in der Nacht lauschte ich den portugiesischen Serenaden, die sehr schön sind. Tags darauf stand in den englischen Blättern, Präsident Pereiza sei nach ernstesten Straßenkämpfen ins Ausland abgereist, und Präsident Munheira habe sich der Herrschaft bemächtigt. Mehr konnte ich nicht feststellen.

Spanische Köpfe

Von

Eduard Foertsch

Cervantes schilderte — ohne es zu wollen und zu wissen — in Don Quijote und Sancho Panza die wesentlichsten Charakterzüge seines Volkes in seiner Zeit (nicht nur „Idealismus“ und „Materialismus“, sondern noch einige mehr). Heute könnte spanisches Wesen nicht durch zwei Personen allein dargestellt werden. Die hauptsächlichsten Eigenschaften und Eigenheiten des heutigen Spaniers lassen sich aber durch kurze Betrachtungen einiger weniger repräsentativer Persönlichkeiten genügend vollständig kennzeichnen.

Sanchez Guerra war Chef der konservativen Partei, und als Minister, Ministerpräsident und Mensch eine der festesten Stützen des Throns. Die Diktatur aber hat ihn zuerst in freiwillige Verbannung getrieben, dann zum Revolutionär gemacht. Als Führer einer weitverbreiteten Verschwörung landete er in Valencia. Wortbruch und Feigheit eines Generals machten das Losschlagen unmöglich. Sanchez Guerra ließ sich verhaften, obwohl er hätte fliehen können. Fast ein Jahr lang wurde er auf einem Kanonenboot gefangen gehalten, dann — freigesprochen. Das Kriegsgericht, dem er als mutiger aufrechter Mann und Rebell gegenübertrat, fand keine Schuld an ihm . . . Als der König seinen Diktator — nachdem dieser Mohr seine Schuldigkeit getan — davongejagt hatte, erklärte Sanchez Guerra öffentlich und feierlich, zwar noch Anhänger des monarchistischen Gedankens zu sein, aber unversöhnlicher Gegner des Königs Alphons. Gleichwohl war er im Februar bereit, den Auftrag zur Regierungsbildung zu übernehmen. Er wohnt im obersten Stockwerk eines bürgerlichen Mietshauses. Seine glänzende politische Stellung hat er — im Gegensatz zu vielen andern — nicht dazu benutzt, sich zu bereichern. Er zeigt sich leicht zurückhaltend, ist aber sehr liebenswürdig, bietet eine gute Zigarre an und hilft einem in den Mantel, wie wenn er sein eigener Diener wäre (den er nicht hat).

Graf Bugallal: Chef der Konservativen. Er war zahllose Male Minister, und er ist ein guter Familienvater. Kein großer Geist, aber umsichtig, fleißig, hart, hartnäckig und zielbewußt. Stets bereit, das als gut und nützlich Erkannte auf dem Umweg über das Schlechte und Anstößige zu erreichen. Durch seine die Wahlschiebungen durchführenden Dorfkaziken herrschte Bugallal jahrelang über die ganze Nordwestecke der Halbinsel (Galizien). Teils freiwillig, teils gezwungen stimmten die ärmsten Leute (Kleinbauern und versklavte Tagelöhner) für ihn; stimmten durch ihn für die Fortdauer ihres Jammerlebens. Die konservativen Ideale sind: Gott, König, Vaterland; Autorität, Familie, Besitz. (Die Rangordnung dieser Ideale kann nach Belieben verändert werden.)

Melquiades Alvarez: der Prototyp des spanischen Advokatenpolitikers. Beweglich und zäh, energisch und konzilient; vorsichtig abwägend, und zum scharfen Schlag bereit, sobald die Gelegenheit günstig. Ein großer Redner. Er ist der Chef der Reformistenpartei, die Verfassungsänderungen durchführen will. An jeder einzelnen Verschwörung gegen die Diktatur Primos beteiligt, aber niemals auf der Anklagebank, geschweige denn unter den Bestraften. In einer entscheidend

wichtigen Rede erwähnte er dreimal das Schafott, das Könige besteigen mußten, weil sie die Verfassung gebrochen hatten; dann bewies er, daß König Alphonse die Verfassung jahrelang mißachtet hat, und wurde — von sehr hoher monarchistischer Stelle belobigt: wegen einer kleinen chevaleresken Verbeugung vor dem Thron am Ende der Rede, und weil die Rede, die sich auf des Guillotinenmessers Schneide bewegte, juristisch einwandfrei gewesen war.

Graf Romanones ist der geborene Berufspolitiker par excellence. Oftmals war er Minister, mehrmals Ministerpräsident; er ist seit langem Führer der Liberalen, die aber als Rechtsparteien anzusehen sind. Romanones ist weitaus der gerissenste Politiker Spaniens; ein Schlaukopf sondergleichen, der sich immer wieder durchsetzt und immer wieder durch seine Schalkhaftigkeit und durch sein unerhörtes diplomatisches Talent versöhnt. Einmal allerdings ist er sehr hereingefallen: als ihm Primo de Rivera wegen Teilnahme an einem Komplott eine Geldstrafe von einer halben Million Pesetas aufhalste, und er sie wirklich bezahlen mußte. (Jetzt allerdings wird man ihm das Geld zurückerstatten.) „El Conde“ — obgleich es Grafen massenweise gibt, ist er allein „der Graf“ — gehört zu den reichsten Männern des Landes. Seine Diener sind auch hochelegant; er selbst aber trägt meistens Anzüge, die ein Trödler nur geschenkt nähme. Romanones ist ein gewaltiger Wachteljäger vor dem Herrn: in einundzwanzig Jahren tötete er 35 541 dieser sympathischen wohlschmeckenden Tierchen.

Herzog Alba: der Aristokrat. Ziemlich direkter Nachkomme des bei uns, mehr als in Spanien, wohlbekannten Blutherzogs Alba von Schillers und von Goethes Gnaden. Der Herzog Alba ist physisch und psychisch der Mustertyp eines modernen Adligen: Kavalier und Sportsmann; Schöngest, Mäzen und Jäger; reich, aber auch wohlthätig und intelligent. Die noch dazu gehörenden Begleitumstände fehlen ebenfalls nicht: eine schöne Frau, ein großer Palast, der ein Museum ist. Zuletzt war er Außenminister; aber nur ganz äußerlich (um dem König einen Gefallen zu tun). Auf seinem Arbeitstisch liegt zwar eine Mappe: „Auslandspresse“, aber auch gleichzeitig das Manuskript eines Bühnenstücks . . . Herzog Alba ist sich seines Standes wohl bewußt, zeigt sich aber niemals dünkelfhaft, hochfahrend oder gar herablassend. Im Außenministerium herrschte noch niemals ein so kordialer Geist. (Er spricht übrigens auch deutsch.)

General Millán-Astray: der Begründer der spanischen Fremdenlegion (1920) und ihr Führer während des Marokkokriegs. Er wohnt genügsam in einem bescheidenen Hause. Drei ehemalige (oder künftige?) Legionäre warten vor der Wohnungstür. Sie sehen so aus, daß man unwillkürlich nachfühlt, ob sich die Briefftasche noch an ihrem rechtmäßigen Ort befindet. Die Zimmer sind dunkel. Tausenderlei Kram liegt, hängt, steht und drängt sich überall umher. Darüber eine dicke Staubschicht. — Millán-Astray ist (nicht seiner Gestalt, aber seinem Wesen nach) wie ein Landknechtsführer, ein Haudegen alter Zeiten, der Krieg führt um des Krieges willen; der sich, für irgendein Vaterland begeistert, den Schädel einschlagen läßt. Viermal wurde er schwer verwundet. Der Kopfschuß hinterließ ein tiefes Loch oberhalb der linken Wange. Den Schuß in die Brust sieht man von außen nicht. Aber es fehlt ihm der linke Arm und das rechte Auge. Die Legionäre verehren ihn wie einen Halbgott; andere fürchten ihn wie einen ganzen Teufel. Persönlich ist er nicht unliebenswürdig, aber so nervös und exaltiert, daß er Angst

und Schrecken um sich her verbreitet. Mit visionärer Begeisterung spricht er von den Heldentaten der Legion: in 845 Kämpfen 435 Tote und 7646 Verwundete; etwa 67 v. H. der Truppenstärke.

Ramón del Valle-Inclán gehört zur vorigen Generation, ist aber einer der hervorragendsten Dichter der heutigen Zeit. Ein Meister des Stils, von großer dramatischer Wucht; unerreichbar in elegantester Ironie. Seine Romansatiren gegen politisierende Generale und andere Heldenführer sind köstlich. Die weltlich tätigen Kleriker nimmt er oft aufs Korn. Den größten Haß und Spott aber gießt er über seines Landes Könige aus; vor allem in mündlichem Zwiegespräch und improvisierend. So sehr, daß man ihn beinahe als „unglücklichen Liebhaber“ der monarchistischen Institution bezeichnen möchte. Seine Werke sind lebendiges Leben mit dem Pulsschlag heißen Blutes. „Don Ramón“ ist ein Kaffeehaus-Bohemien. Er sieht aus wie ein Schrat germanischer Wälder, ist aber ein urechter Spanier. Die Hornbrille trägt er schon immer, und nicht erst seitdem sie Mode wurden. Don Ramón verlor in der Jugend seinen linken Arm (übrigens auch im Kaffeehaus: unglückliche Folgen einer Rauferei). Er hat sich niemals rasiert.

José Ortega y Gasset: Essayist großen Formats. Ein Denker europäischen Geistes, von universeller Bedeutung. Gewollt und bewußt entfernt er sich vom rein spanischen Wirkungskreis. Er ist Begründer und Leiter der besten Zeitschrift spanischer Sprache und eines Verlags, und er läßt deutsche Wissenschaftler und Autoren viel mehr zu Worte kommen als andere. Ortega y Gassets Analysen unserer Zeit und ihrer Mängel, seine kritische Einstellung Spanien selbst gegenüber führten ihn zwangsläufig dazu, sich jetzt mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit aufs aktuelle politische Kampffeld zu stellen; und zwar, ebenfalls logischerweise, auf die republikanische Seite. Kürzlich erließ er einen vielbeachteten Aufruf an die Intellektuellen des Landes zwecks Gründung einer „Vereinigung zum Dienst an der Republik“.

Cagancho, der Matador: Ein Torero darf nicht fehlen. Nicht seines Standes wegen, sondern weil ein rechter Torero eine ganze Anzahl spanischer Wesenseigenheiten und Lebensgewohnheiten verkörpert. Stolz, aber höflich; ungebildet, aber mit viel Menschenverstand; freimütig und freigebig; will leben und leben lassen. Er verspricht alles und hält nichts, ist ein guter Vater seiner Kinder und ein mäßiger Ehemann. Joaquín Rodríguez (alias Cagancho) entstammt einer Sevillaner Zigeunerfamilie und ist einer der großen, wenn auch unzuverlässigsten Künstler der Tauromachie. Er bekommt acht- bis zehntausend Pesetas für jede Corrida, in der er zwei Stiere zu torieren und zu töten hat; allerdings muß er auch seine sechs Leute davon bezahlen. 1930 nahm er an etwa siebzig Stierkämpfen teil. Cagancho bewohnt ein sehr gutes Haus, doch ist die Wohnung nach zwölf Uhr mittags noch völlig unaufgeräumt. An den Wänden ausgestopfte Stierköpfe, Fotos des Matadors und seiner Familie, und Heiligenbilder und Weihwasser-Schälchen. Im Schlafzimmer brennt ein Lämpchen über seiner Muttergottesstatue. Das kleine Töchterlein des Matadors kommt schmutzig und fast nackt, nur mit einem viel zu kurzen unsauberen Hemdchen bekleidet, in das reich, wenn auch geschmacklos ausgestattete Zimmer, als wäre es ein Zelt an der Landstraße; und umklammert, ängstlich aus tiefschwarzen Augen blickend, das frisch aufgebügelte Hosenbein ihres hochelegant dastehenden Papas.

MARGINALIEN

MATADORE DES NEUEN REICHSTAGS

III*)

August Abel, ein Ordensritter von heute

Mit elastischen Bewegungen eilt ein Mann die Treppen zum Rednerpult des Reichstags hinauf, und Paul Löbe, der Präsident, verkündet: „Das Wort hat der Abgeordnete Abel.“ Alles horcht auf: der interessanteste Vertreter der Volksnationalen Reichsvereinigung hält seine Jungfernrede im Hohen Haus. So also sieht der „Reichspressewart“ des Jungdeutschen Ordens aus? Ein jugendlich gerötetes Gesicht und lebhaft blaue Augen, die zornig blitzen, als er sich in eine Kontroverse mit Herrn Goebbels einläßt. Der hat ihm nämlich mit seiner fülligen Schauspielerröhre, die bis auf die letzte Tribünenbank deutlich zu verstehen ist, zugerufen: „Für wen kämpfen Sie eigentlich?“ Abel schlägt an seinen Rockaufschlag, wo eine Miniatur der weißen Schild mit dem schwarzen, achtzipfligen Kreuz. Damit gibt sich der „Eroberer von Berlin“ aber noch nicht zufrieden und höhnt: „Das tragen Sie ja doch bloß, solange Ihnen keine Gefahr droht!“

Hier sieht sich der gewissenhafte Chronist veranlaßt, eine Beobachtung einzuschalten, die er in einem Kintopp gemacht hat, der gestopft voll jugendlicher Anhänger der Sowjets saß. Es lief ein Russenfilm. Unter den Jungen mit dem Sowjetstern ein Mann mit schlohweißem Haar, das seltsam von der Jugendlichkeit des Gesichts absticht. Auf dem dunkeln Anzug leuchtete hell das Abzeichen des Jungdo. Hier wäre es vorsichtiger gewesen, konträre Abzeichen zu verstecken. Der Mann, der das nicht tat, war der Abgeordnete Abel.

Nun zurück in den Reichstag. Das Rededuell zwischen den feindlichen Aposteln spitzt sich immer mehr zu,

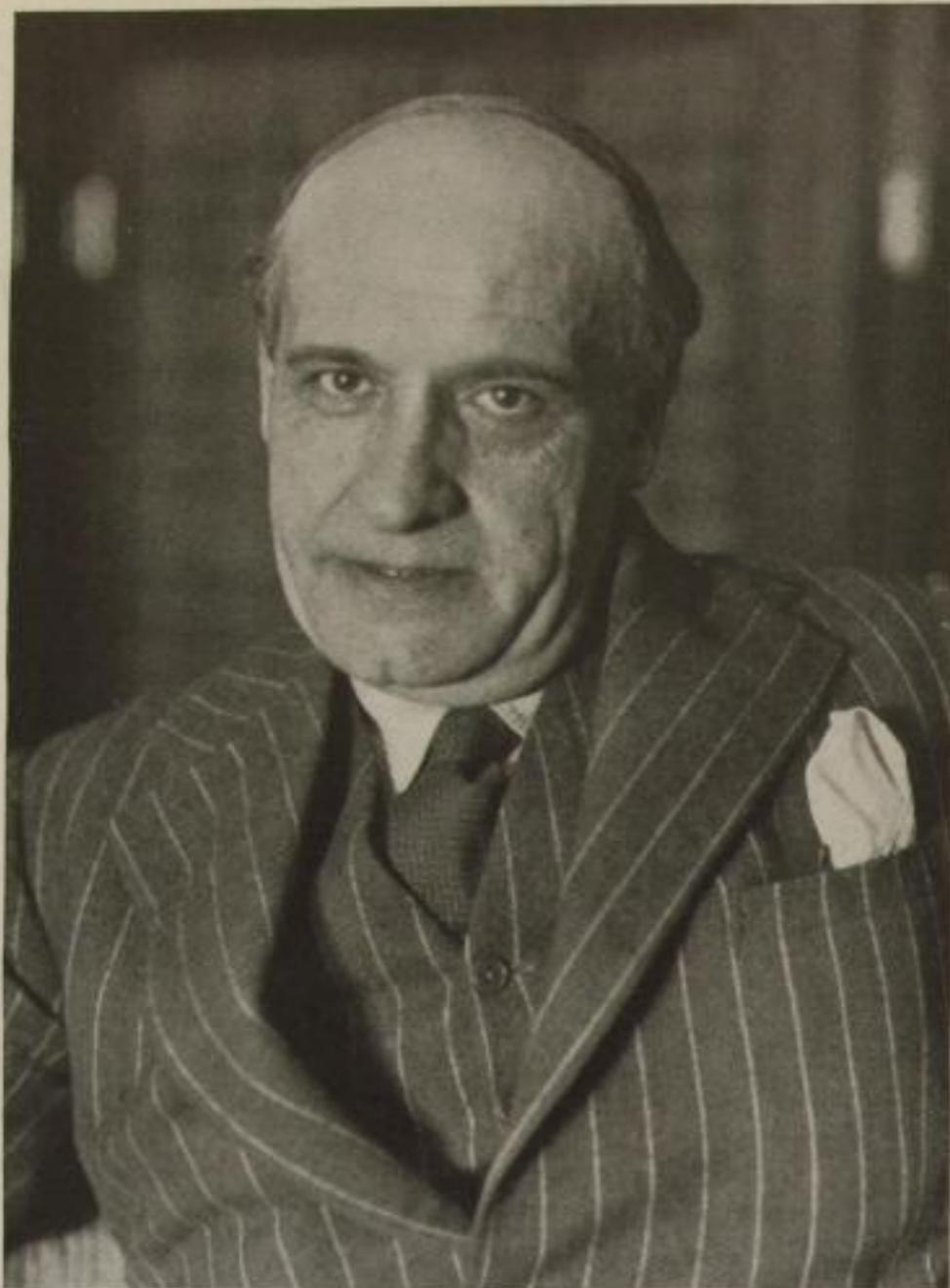
*) Siehe auch Heft 2/1931 und 12/1930.

bis einer von den Hundertsieben dazwischenschreit: „Das ist ja ein Jude!“ Abel führt ihn ab: „Sie haben ja jetzt Ihren Rassenforscher Günther zum Professor in Jena gemacht. Ich bin bereit, mich bei ihm einer rassistischen Blutuntersuchung zu unterziehen, unter der Bedingung, daß sich Herr Dr. Goebbels der gleichen Probe unterwirft und das Ergebnis dem Reichstag bekanntgegeben wird.“

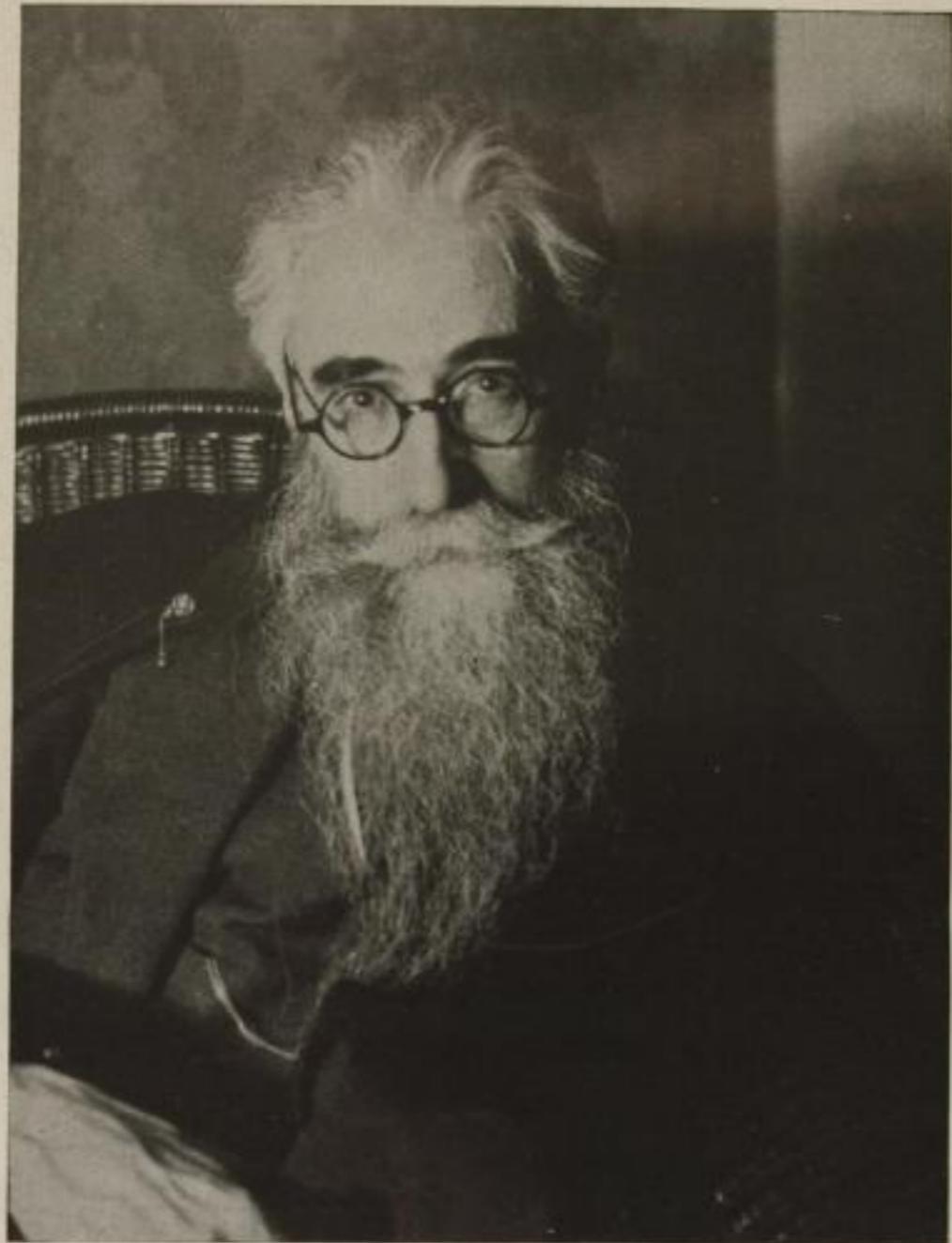
Der Reichstag lacht, die Zwischenrufe hören auf, Abel kann ungestört zu Ende sprechen. Und doch, die Frage: „Für wen kämpfen Sie?“ ist bei der Person Abels nicht ganz falsch angebracht. Er hat so einen Stich ins Landsknechthafte, aber im besten Sinne. Es kommt ihm auf das Kämpfen selbst an, weniger darauf, wofür gekämpft wird. Es ist wohl auch ein besonders abenteuerlicher Schicksalslauf, der hier vorläufig mal ins Haus der deutschen Volksvertretung gemündet ist. Wer könnte sich hier außer ihm rühmen, Mitglied der französischen Fremdenlegion gewesen zu sein? Dort hat er sich auch seine weißen Haare geholt, die der Erscheinung des Vierundvierzigjährigen die besondere Note geben.

Das war seine Laufbahn: Lehrersohn aus Westfalen. Die Familie streng katholisch. Eigentlich sollte der Junge Priester werden, von wegen der Tradition. Man hatte sogar einen Bischof von Bombay in der Verwandtschaft. Der Junge will aber nicht und landet schließlich nach Volks- und Realschule im Lehrerseminar. Karl May weckt die Lust am Abenteuer. Ein Achtzehnjähriger verkloppt seine Sachen, verdrückt sich von der Penne, und landet in Nancy im kaufmännischen Beruf. Er geht eines guten Tages spazieren,

Spanische Köpfe



Der Philosoph José Ortega y Gasset

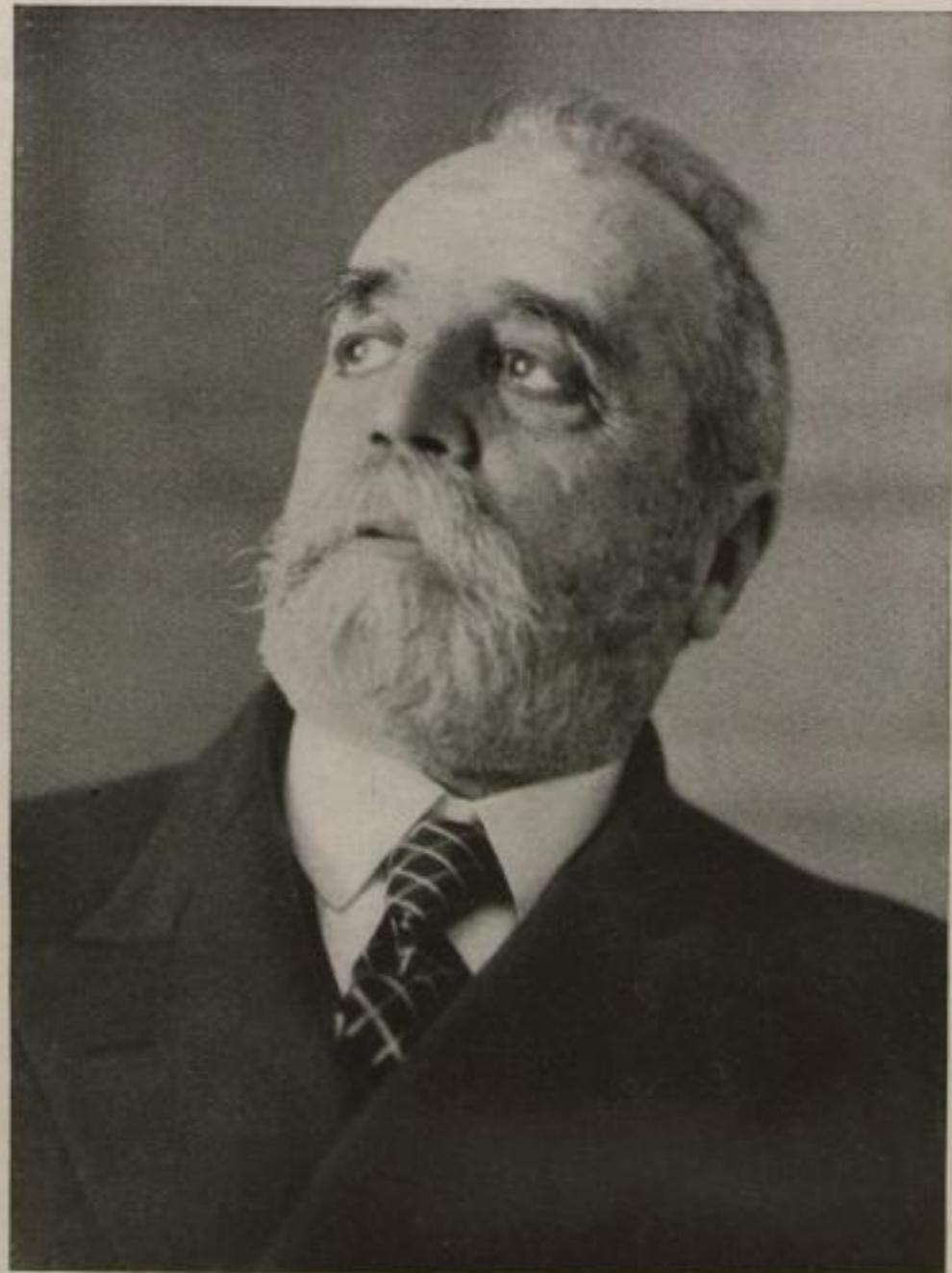


Der Dichter Ramón del Valle-Inclán

Photos Malina

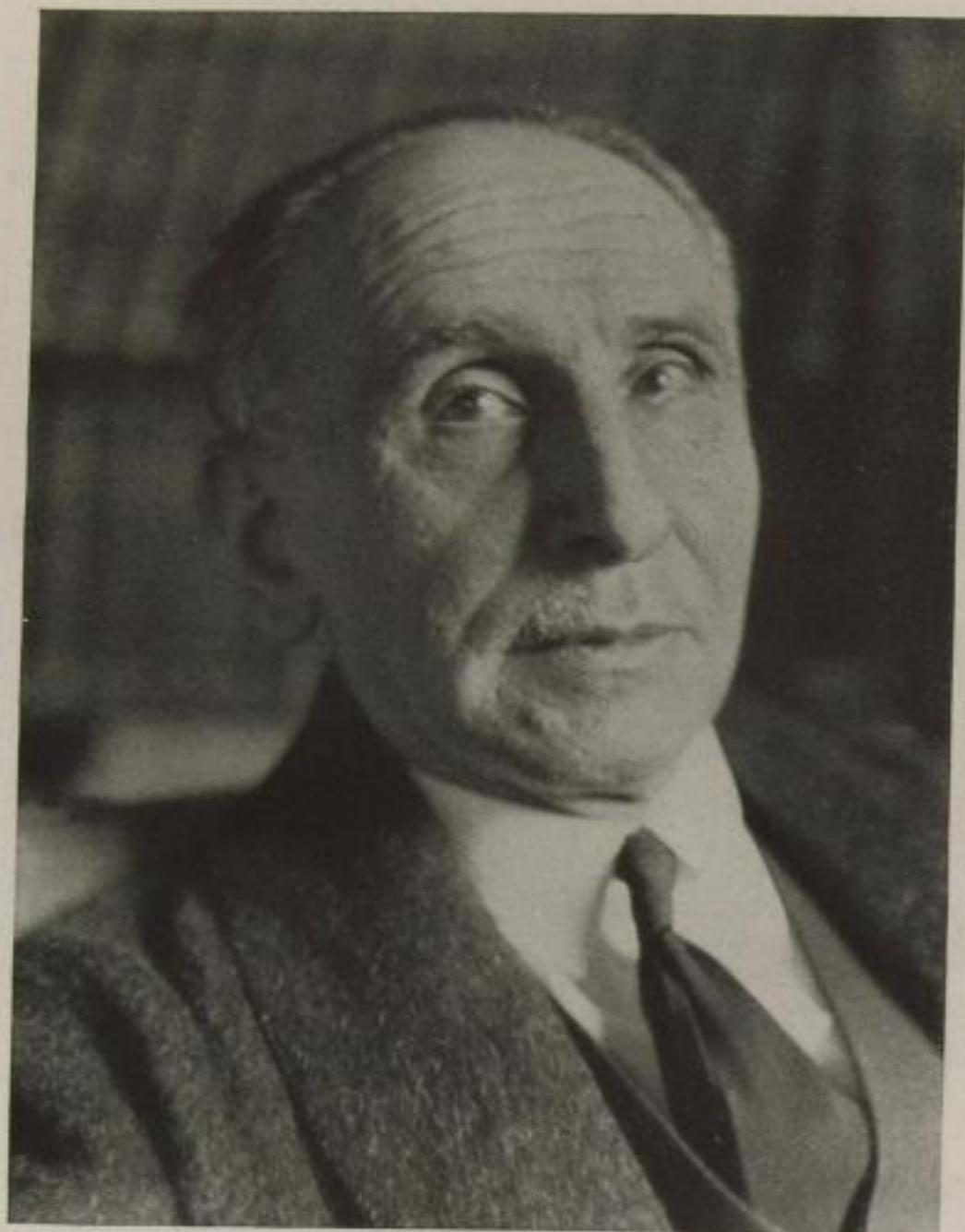


Graf Bugallal



Don José Sanchez Guerra

Photos Malina

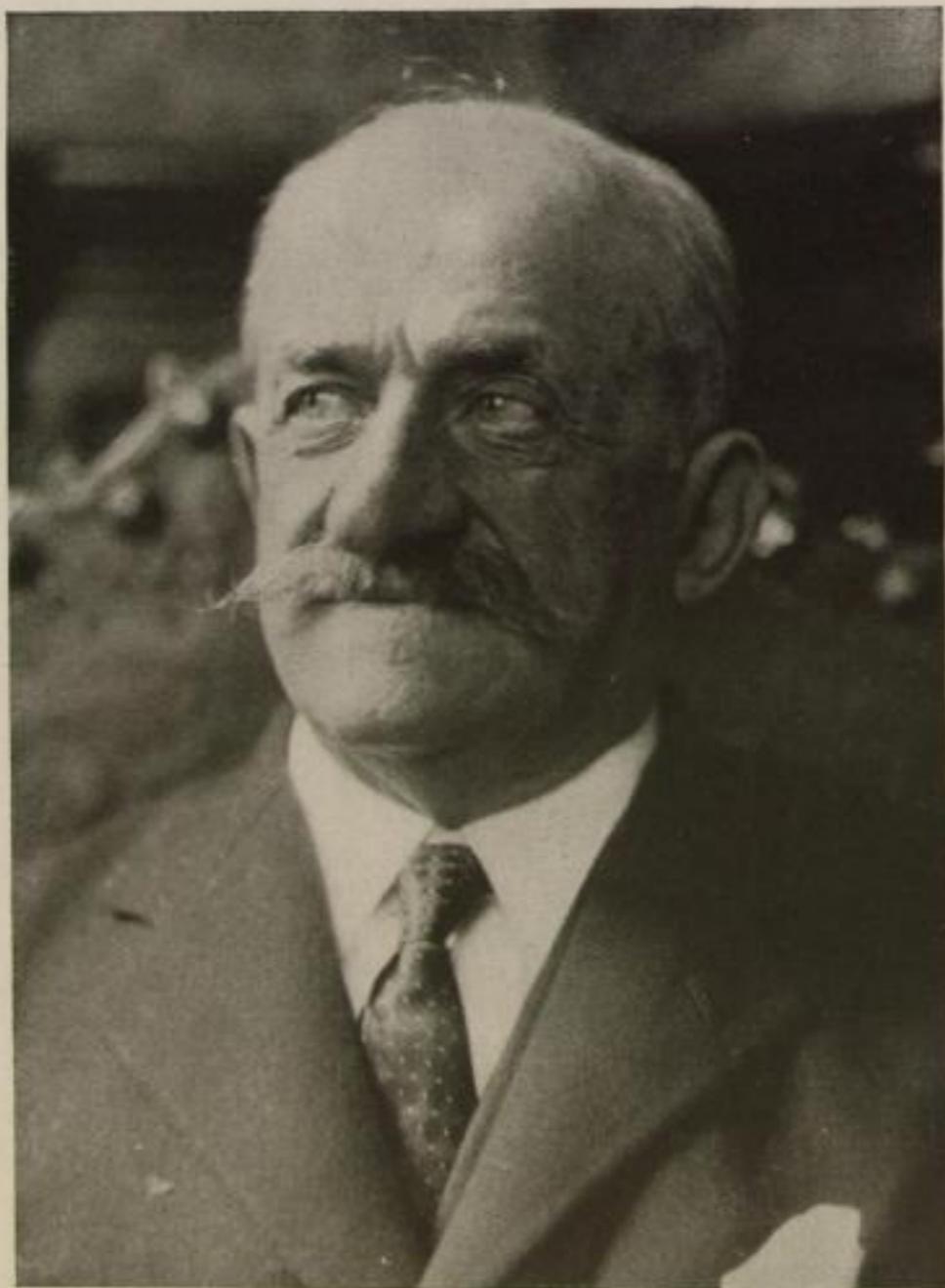


Melquiades Alvarez



Der Torero Cagandho

Photos Malina



Graf Romanones



General Millán Astray

Photos Malina

ausgerechnet im Festungsgelände von Toul, zieht einen Zeichenblock aus der Tasche und beginnt zu skizzieren. Er zeichnet Blumen, Gräser, weidende Schafe. Das nützt ihm nicht viel, als er, der Spionage verdächtig, verhaftet wird. Man droht ihm Zuchthaus an, — und legt ihm einen Kontrakt für die Fremdenlegion vor. Der junge Westfale zieht fünf Jahre Soldatenleben vor, aber er rebelliert schon in Marseille, so daß man ihn im Fort St. Jean in Ketten legt. Und dann kommt der Dienst in der Legion in Algerien und Marokko, in Madagaskar und Tonkin. Wieder in Marokko, gelingt die Flucht. Er wird, schon im Hoheitsbereich des deutschen Konsuls in Rabbat, von Spahis ergriffen, die sich die Kopfprämie nicht entgehen lassen wollen, und vor das Kriegsgericht in Casablanca gestellt, das ihn zum Tode durch Erschießen verurteilt. Die Strafe wird wegen guter Führung in langjährige Zwangsarbeit umgewandelt. Da greifen die deutschen Behörden und die Französische Liga für Menschenrechte ein, die Rechtslage wird geklärt: Abel befand sich bereits auf exterritorialem Boden, als ihn die Spahis ergriffen. Er muß freigelassen werden. Zurück in die Heimat. Der eigene Vater, Patriot, Vorsitzender des Krieger- und Landwehrvereins, übergibt seinen Sohn mit einer spartanischen Geste dem Gericht wegen Entziehung der Wehrpflicht in Deutschland. Das Gericht spricht ihn nach Lage der Sache frei. Eingeweihte erzählen, dieses Gerichtsurteil trage Herr Abel im Reichstag jederzeit bei sich, um Angriffen auf seine nationale Zuverlässigkeit prompt begegnen zu können. Sicherlich hat man es als Abgeordneter der Rechten und als gleichzeitig erster Fremdenlegionär im Reichstag nicht leicht.

Der 1. August 1914 aber sieht Abel als deutschen Kriegsfreiwilligen. Frontdienst mit späterer Abkommandierung zur Nachrichtenabteilung. Die Fama um ihn wispert, er habe in Laon als Offi-

zier ein Erschießungspeleton befehligt und sei ein großer deutscher Spion in allen Staaten Europas gewesen. Das kann aber doch wohl nicht recht stimmen, denn das Reichstagshandbuch verzeichnet schlicht von 1916 bis 1918 ‚Schriftleiter der Rheinisch-Westfälischen Zeitung in Essen‘, und als solchem wird ihm sogar von dem Blatt der damaligen Rüstungsindustrie „außerordentliche journalistische Geschicklichkeit und politisches Verständnis“ attestiert. Reinhold Wulle protegiert ihn, er darf als Korrespondent vieler deutscher Rechtsblätter mit nach Versailles fahren, wo die Entente den „Schmachfrieden“ diktieren will.

Als der Troß der Friedensdelegation im Sonderzug von Berlin abfährt, erregt ein Mann wegen seines besonders großen Hutes Aufsehen. Das veranlaßt sogar den würdigen Geheimrat Heineken vom Norddeutschen Lloyd, der die Delegation als Sachverständiger begleitet, zu dem „Witz“: „Wer ist denn das, wohl ein Hutmacher?“ Der große Hut hat dann an jenem historischen 10. Juni 1919, als sich Brockdorff-Rantzau weigerte, die Friedensbedingungen zu unterzeichnen, eine Rolle gespielt. Manifestanten bewarfen in Versailles die Delegationsautos mit Steinen. Sie trafen aber nicht. Aus einem Auto schwenkte Abel seinen Hut, was heißen sollte: Nicht getroffen! Die Sache wurde aber als Provokation aufgefaßt. Die Sekretärinnen der Friedensdelegation fanden den weißschopfigen Mann entzückend. Er brauchte sich über Langeweile nicht zu beklagen.

Auf Versailles folgt Landsknechtleben in Kurland, Kriegsberichterstattung bei der weißen Armee des Fürsten Awaloff-Bermond und wieder journalistische Tätigkeit für verschiedene rechtsstehende Verlags-Unternehmen. Zwischendurch bricht Abel aus dem „nationalen“ Kraal aus; er läßt sich nicht an die Kandarre legen, und schleudert in der „Welt am Montag“ sein „J'accuse!“ gegen die Orgesch. Er

hat auch später noch Exkursionen in linksstehende Blätter gemacht, so auch in den „Dortmunder General-Anzeiger“, in dem er seinen früheren Verleger, den Alldeutschen Bacmeister, einer Stäupung unterzog.

1925 kocht wieder einmal sein Abenteuerblut, denn, wie er selbst sagt, „wer einmal das göttliche Luder, die Freiheit, geküßt hat, den dürstet es zeitlebens! Den ziehts zurück in die geheimnisvollen Arme, von denen man nie weiß, ob sie in Liebe umfassen oder zermalmen“. Mit einer Karawane macht sich Abel auf, er will fünf Jahre um die Welt reisen, will den Dalai-Lama sehen und die sich im Winde wiegenden Palmen am Strand von Honolulu. Eine 38 PS Schweröl-Straßenzuglokomotive zieht einen Kondukt, der Wohn- und Schlafräume, Arbeitszimmer und Küche enthält. Abel, leidenschaftlicher Reiter, begleitet die Karawane zu Pferde auf der Trakehnerstute Magdalena. Mit ihm sind noch sechs Personen bei der Sache, auch eine Filmkamera. Man kam allerdings nicht um die Welt, sondern nur bis Adrianopel, allwo der Chef der Karawane mit seinem vor einem Steppenbrand durchgehenden Pferd in die Maritza gefallen ist und sich die Knochen zerbrochen hat.

1927 steigt er dann in den Sattel der Organisation des jungdeutschen Ordens, wird dessen Reichspressechef, reitet Attacken für die deutsch-französische Verständigung — böse Zungen behaupten für den Kaliindustriellen Arnold Rechberg — und erklärt noch im Februar 1928 (nach einem Bericht des „Oeuvre“ vom 10. Februar 1928): „Et, pour vous, montrer combien nous sommes peu partisans, sachez qu'aucun de nous n'a le droit de présenter sa candidature à quelque élection que ce soit.“

Ein kühner Reiter voltigiert auch schnell in einen anderen Sattel. Im September 1930 kandidiert August Abel bereits als Spitzenkandidat vor Külz in Dresden-Bautzen, sie erstreiten beide der Staatspartei 132 000 Stimmen, die

höchste Ziffer ihrer Liste in allen Wahlkreisen. Jetzt marschieren sie wieder getrennt, nachdem sie vereint schlugen. Abel wird ständiger Orator in Paris und London gegen das Versailler Diktat, und der „Jungdeutsche“ berichtet über seine Erfolge als Herold der Revision.

Wie war es aber beim letzten Vortrag in Club du Faubourg? Man erzählt sich in Paris, Herr Abel sei ausgepiffen worden, und ein Diskussionsredner habe ihm erwidert, Revision — ja, schön und gut, Weichselkorridor — auch darüber könnte man sich unterhalten; aber nicht mit Herrn Abel, der seinerzeit bei der Marokko-Affäre als Agent von Mannesmann und den Alldeutschen eine Rolle gespielt hätte, die ihn nicht grade zum Friedensapostel prädestiniere. Auch diese Stimmen passen schließlich zu der widersprüchlichen und doch anziehenden Persönlichkeit des Herrn Abel. Ehemaliger Fremdenlegionär, Journalist, Landsknecht, Distanzreiter, Reichstagsabgeordneter, Barsoizüchter, Reichspressechef einer bündischen Organisation mit mittelalterlichem Ritual, Weltreisender, Nationalist, Kontinentalpolitiker: ein interessantes mixtum compositum, das eine der farbigsten Persönlichkeiten des neuen Reichstages ergibt. O. B. Server.

In der Politik sind nicht die Intentionen, sondern die Resultate von Bedeutung. *Lenin.*

Briand und die Fische. Briand ist Bretone und liebt es besonders, zu angeln. Einmal wurde er im Sommeranfang mit der Bildung eines Kabinetts beauftragt und beklagte sich, daß damit seine Fischerei für den Sommer wohl ins Wasser fallen würde. Man versuchte, ihn mit dem Beispiel Waldeck-Rousseaus zu trösten, der als Ministerpräsident oft zum Fischen gefahren war.

„Ich weiß, ich weiß...“ erwiderte Briand, „aber wenn man Ministerpräsident ist, gehen die Fische in Opposition...“

SPRÜCHE INS ALBUM

Von Walther Rathenau

Den Schlag der self-made-men liebe ich nicht; und wenn sich einer seiner mangelhaften Erziehung rühmt und mir die seit Aeonen gleiche Geschichte von dem Sack und den zwei Talern erzählt, mit denen er vor 50 Jahren in die Stadt eingezogen, so fühle ich die Versuchung, ihm zu erwidern: „Nun, mein Lieber, und was hat sich geändert?“

Privatverwaltungen gegenüber ist der Staat in dreifachem Nachteil: er arbeitet ohne Konkurrenz, also ohne vergleichenden Ansporn, er kann sich untauglicher Menschen nicht entledigen, und er leidet am Aberglauben der Anciennität.

Unfähige Menschen erkennt man daran, daß sie ihre Nachfolger zu unterdrücken suchen.

Es ist eine nützliche Gewohnheit, vor allen noch so ernsten Verhandlungen ein paar Minuten allgemeine Unterhaltungen zu führen. Man erkennt im voraus die Stimmung, die Absichten und oft das Ergebnis.

Sei stets um das Wohl deiner Leute besorgt, nie um ihren Beifall.

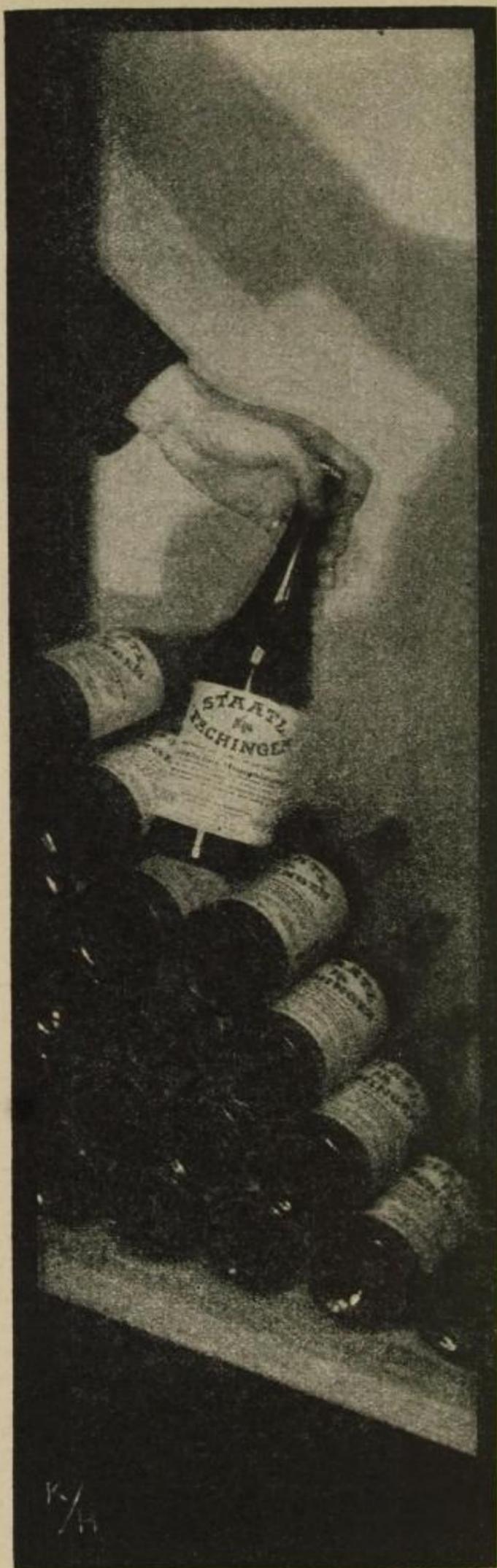
Wenn man erwägt, wie oft ein Spaziergang, ein Mittagessen, ein Kopfnicken oder ein Gähnen über das Entstehen und Schicksal großer Unternehmungen entscheidet, so ist es zweifelhaft, ob man über die Stärke oder die Schwäche der Menschen erstaunen muß.

Fünf Menschen betrachten einen Baum; dem einen ist er ein botanisches Spezimen, dem andern Unterholz, dem dritten ein Farbfleck, dem vierten eine Silhouette, dem fünften ein lebendiger Organismus. Keine dieser Auffassungen ist wahr, keine falsch, jeder wirft mit der Zauberlaterne seines Geistes ein buntes Bild in den Nebel und freut sich des Widerscheins.

(Mitgeteilt von W. v. Schulz.)

**MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ**

PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET



KATASTROPHENTAG

Eine unübersetzbare Geschichte

Anstatt dem falschen Verdacht zu begegnen, traf ich gestern nachmittag, als ich nach Hause kam, meine Vorkehrungen. „Ei guten Tag, die Damen“, sagte ich. Ich bewirtete sie mit meinem Mütchen, das ich zuvor im Keller gekühlt. Sie sprachen ihm so lebhaft zu, daß ich Befürchtungen zu hegen begann. Diese dankten mir meine Sorgfalt durch ein kräftiges Wachstum. Als sich im Nebenzimmer Klagen erhoben, standen auch meine Gäste auf und empfahlen sich — durch ein zuvorkommendes Wesen. Ich finde, sie hätten das auch selber tun können!

Ich trieb darauf im Garten, wo ich auf hübschen Rabatten meine Konsequenzen zog, musikalische Studien. Die Racker rissen mir fortwährend aus. Schlimmer noch war, daß mich ein Ersatzanspruch verfolgte, von dem ich Abstand genommen hatte. Er schrie unaufhörlich: „Ich will den Abstand zurück!“ Ich gab schließlich Fersengeld, das mein Verfolger sorgfältig nachzählte und in die Tasche schob. Ich aber hatte inzwischen soviel von ihm eingesteckt, daß ich auf meine Kosten gekommen war. Da oben fühlte ich mich geborgen.

Ermüdet von sovielen Strapazen, wollte ich mich auf mein Louis-Quinze-Sofa werfen, aber Pech: ich hatte so große Hoffnungen darauf gesetzt, daß für mich kein Platz war. So ging ich in die Speisekammer, um mich an der Ehre zu erlaben, die ich im vorigen Sommer mit meinem letzten Opus eingelegt hatte: der Kerl hatte alles allein aufgefressen. Da gab ich alle meine Hoffnungen auf, steckte den Gepäckschein in die Westentasche und fuhr in meinen Betrachtungen fort...!

E. M.

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 16. April (Donnerstag)

Psychotherapie. Zu dem weltberühmten Wiener Nervenarzt Alfred Adler kam in diesen Tagen ein Patient und klagte ihm in bewegten Worten sein Leid. „Ich fühle mich in Gesellschaft niemals wohl, Herr Doktor“, sagte er. „Wenn ich etwas sagen will, fällt mir nichts ein, und wenn mich jemand anspricht, werde ich sogleich rot. Ich versuche zwar gegen meine Schüchternheit mit meiner ganzen Kraft anzukämpfen, aber bisher war alles vergebens.“

Dr. Adler, den dieser Fall nicht sonderlich interessiert, rutscht ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her, zumal es überdies schon spät ist und er einen dringenden Weg vorhat.

„Und finden Sie das in Ordnung?“ fragt er schließlich zerstreut.

„Nein, Herr Doktor“, sagt der Patient lebhaft.

„Na, sehen Sie!“ erwidert der Arzt und erhebt sich von seinem Stuhl.

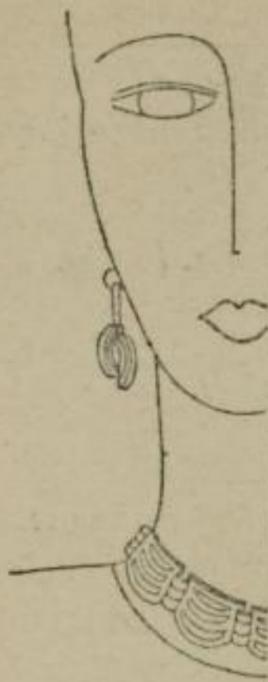
Max Schmeling war nach seinem Weltmeisterschaftskampf gewohnt, für jedes Wort und jeden Schritt Riesengelder zu bekommen. Eines Tages war er beim Hausarzt seines Freundes, Dr. H., zu Tisch geladen. „Herr Schmeling“, meinte Dr. H., „es würde mich interessieren, Sie zu untersuchen. Würden Sie es mir gestatten?“

„Gern“, antwortete Schmeling, „es kostet aber 'ne Kleinigkeit!“

„Ach, für Sie mach' ichs umsonst, Herr Schmeling“, erwiderte Dr. H.

Selbstbiographie. „Man kennt meine Herkunft genau aus dem berühmten Roman meines Bruders. Nachdem wir zwei dicke Bände lang hanseatische Kaufleute gewesen waren, brachten wir es kraft romanischer Blutmischung, nach Nietzsche bewirkt solches Neurastheniker oder Artisten, bis zu Künstlertum...“

Heinrich Mann (1904).



Die Farben

treten bei der neuen Mode etwas in den Hintergrund. Mehr als früher spielt jetzt

die Form

eine ausschlaggebende Rolle. Gediegen und geschmackvoll sind dieser Tendenz entsprechend meine Neuschöpfungen. Es werden feine, mattschimmernde Silbertöne mit wenigen, aber auserlesenen Farben gebracht.

Fahrner-Schmuck

zeichnet die elegante Frau aus. Sie wird von ihrer Umwelt wegen ihres individuellen Geschmacks bewundert.



Die Schmuckstücke sind in ca. 1/2 der Originalgröße wiedergegeben.

Für jedes Kleidungsstück in Form und Farbe der passende

FAHRNER-SCHMUCK

Achten Sie auf die Plombe.

Original-Fahrnerschmuck mit der Plombe ist in jedem guten Juweliengeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Verlangen Sie dort auch das neue Schmuck-Modeheft: „Fahrner-Schmuck, der Schmuck unserer Zeit“, mit vielen Abbildungen schöner Modelle. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim

DER TREUE IWAN

Aus dem Russischen von Uquinto

IWAN AN SABINE:

*Schmoll doch nicht, Sabine!
Sieh, der liebe Gott runzelt schon die
 Wolken über dir,
Und begreift dich nicht,
Und die dicke Venus sitzt in ihrem
 Freudenhaus
Und lacht dich aus.
Nein, schmoll nicht, Sabine!*

*Schmolle nicht!
Laß den Teufel, der im Innern knurrt,
Nicht die schöne Welt verschandeln,
Nicht des Liebeslebens Lustschloß
Zur Ruine wandeln.*

*Sieh nicht Gespenster!
Schau, an unsrer Liebe Himmelsfenster
Seh ich lauter Sterne lächeln,
Seh ich Liebesgötter tollern,
Und über dein Schmollen
Kichern und hecheln.
Schmoll nicht, Sabine!*

*Schmolle nicht, Kind! Streif Groll und
 Kleider ab,*

*Und alle Engel werden schmunzeln,
Und des lieben Gottes Runzeln
Werden sich wieder glätten.
Dann teilt er die Wolken und blinzelt
 uns zu,
Pfeift in den Bart ein Tirilu,
Und freut sich, sieht er auf weichem
 Divan
Seinen Iwan,
Mit dem k e i n e Sabine mehr schmollt.*

SABINE AN IWAN:

*Iwan, du bist ein Schweinehund!
Ich rede mir die Zunge wund,
Dich zur Treue anzuhalten,
Und du?
Du quasselst von Venus und Wolken
 und Divan,
Komm d u mir nochmal mit „treuem
 Iwan“,
Du Känguruh,
Du Windhund, du Wetterfahne, du
 Drachen!
Ich sage dir, sowas ist höchstens mit
 Geld wieder gutzumachen.*

Das Examen. Für Einwanderer sind die kanadischen Grenzen fast ganz gesperrt. Ein Deutscher will trotzdem sein Glück versuchen. Vor dem Einwanderungskommissar hat er die üblichen Fragen zu beantworten.

„Sind Sie krank? Waren Ihre Eltern krank? Buchstabieren Sie das Wort Tehuantepec. Wie heißt der König von England?“

Der Deutsche antwortet so gut er kann.

„Wie denken Sie über Polygamie?“

„Polygamie? Was ist das?“ Der Deutsche ist erstaunt.

„Einige Leute“, erklärt der Kommissar, „erstreben ein Gesetz, das einem Manne erlaubt, sich mehrere Frauen zu halten.“

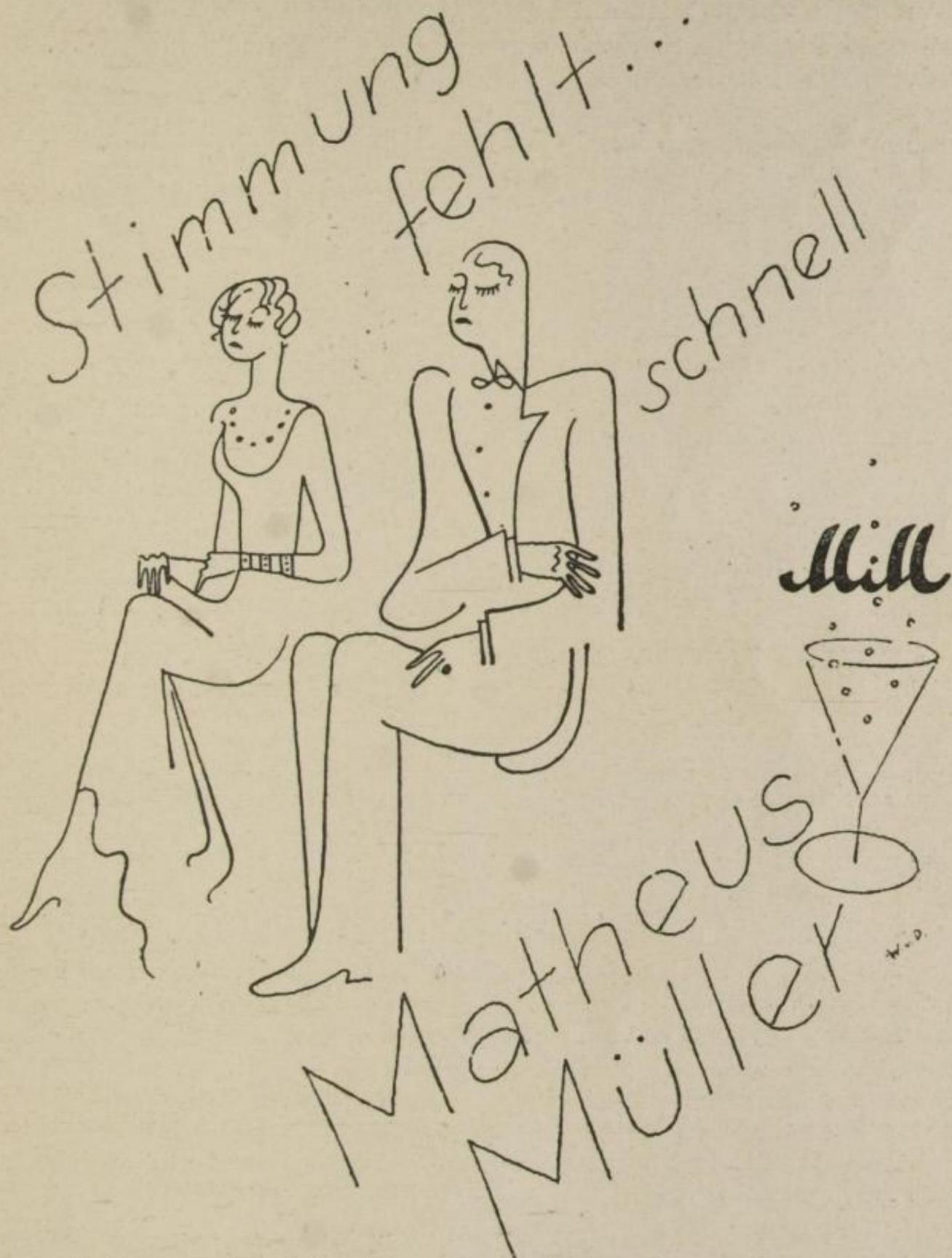
„Donnerwetter“, sagt der Deutsche nachdenklich, „das ist keine schlechte Idee.“

(Er wird deportiert.)

Die Titel der Tangos sind die modernen Probleme. „Was ist Liebe?“ „Was denk ich um 8 Uhr abends?“ „Eine Frauenhand, in einem Paletot vergessen.“ „Was hat sie zwischen ihren Brüsten versteckt?“

Ramón.

Poincaré hat von jeher eine ziemlich ungleiche Presse gehabt. Als er dreißig Jahre alt war, wurde er Minister. Seine Mutter, etwas nervös geworden, meinte: „Ja, das ist ja sehr schön, ganz prachtvoll... Aber ist das eigentlich die richtige Stellung für einen jungen Menschen?...“



Mitteilungen der Redaktion. Die Zeichnung auf Seite 76 im Februarheft des Querschnitt ist nicht von Kiril Arnstam, sondern von *Klaus Freese*; die Foto vor Seite 85 stellt den Prinzen *Louis* (nicht Victor) de Broglie dar.

Die Einbanddecken für den Jahrgang 1930 des Querschnitt sind erschienen und mit dem Inhaltsverzeichnis durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen. (Preis 4 Mark.)

NOTIZEN

Von Grigori Landau

Die große Ungerechtigkeit des *lyrischen* Dichters besteht darin, daß er der anderen Partei keine Gelegenheit gibt, sich zu äußern; die Bösartigkeit des *epischen* darin, daß er selbst für sie spricht.

Ein Kunstwerk gilt als vollkommen, wenn in ihm nichts Ueberflüssiges enthalten ist, außer ihm selbst.

Im Tode ist nicht der Tod furchtbar, furchtbar ist die Erinnerung an das Leben.

Zwei Rechtfertigungen des Lebens gibt es: die Gerechtigkeit und das Schaffen. Wehe denen, die beides suchen.

Die geistige Arbeit war schöpferisch, wenn man nach Vollendung des Werkes mit einem vermehrten Vorrat unausgesprochener Gedanken und ungenutzter Kenntnisse zurückbleibt.

Wollt ihr in einem Ereignis einen Präzedenzfall sehen, so bereitet das nächste vor.

Der eine empfindet in jeder Stunde die Ganzheit seines Lebens, der andere erlebt das ganze Leben hindurch: nur seine aufeinanderfolgenden Tage.

Schonet die Kraft eurer Ausdrücke. Es kommt der Tag, da sie nicht ausreicht.
(Deutsch von Georg Kandler.)

Aphorismen in Leipzig.

Man kann Reichtum verachten und doch unter Armut leiden.

Herrschsüchtige Menschen sind niemals Herrschernaturen.

Wer nicht den Augenblick zu erfassen vermag, steht abseits des quellenden Lebens.

Das schwerste Opfer ist das Opfer des Gewissens.

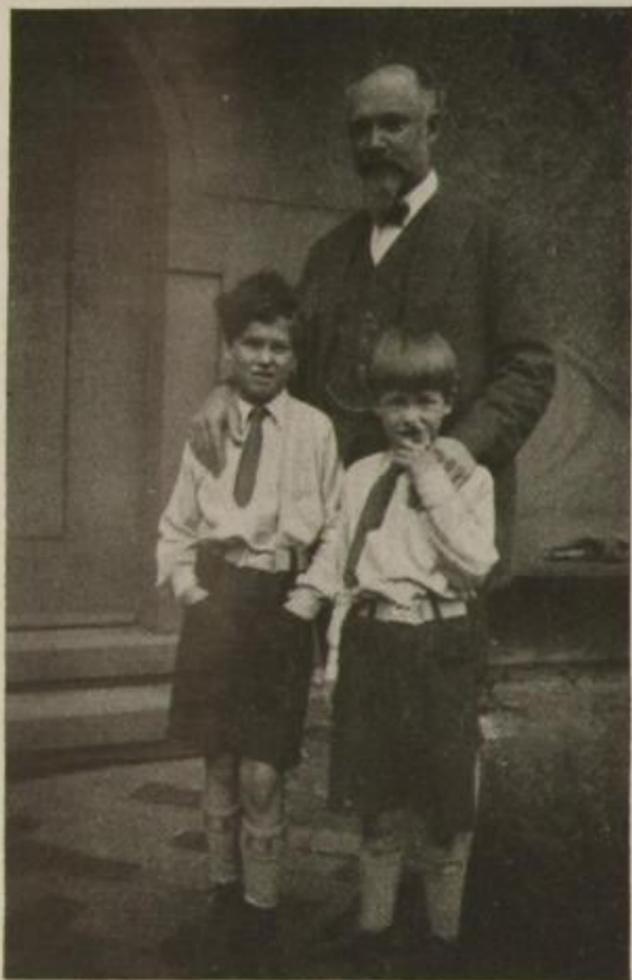
Nur wer Haß und Mißgunst überwindet, kann der reinen Lebensfreude teilhaftig werden.

Menschen mit gutem Gedächtnis überschätzen, Menschen mit schlechtem Gedächtnis unterschätzen meist ihr Wissen.

Nur wer sich vor sich selbst behauptet, ist dem Ansturm der Geschehnisse gewachsen.

Viele kommen nur deshalb nicht zur Freude am Leben, weil sie auch dann nur an den Ernst des Lebens denken, wenn er gar nicht an sie herantritt.

Johann Diedrich Warnken.
(Leipziger Neueste Nachrichten.)



Graf Hermann Keyserling
mit seinen Söhnen

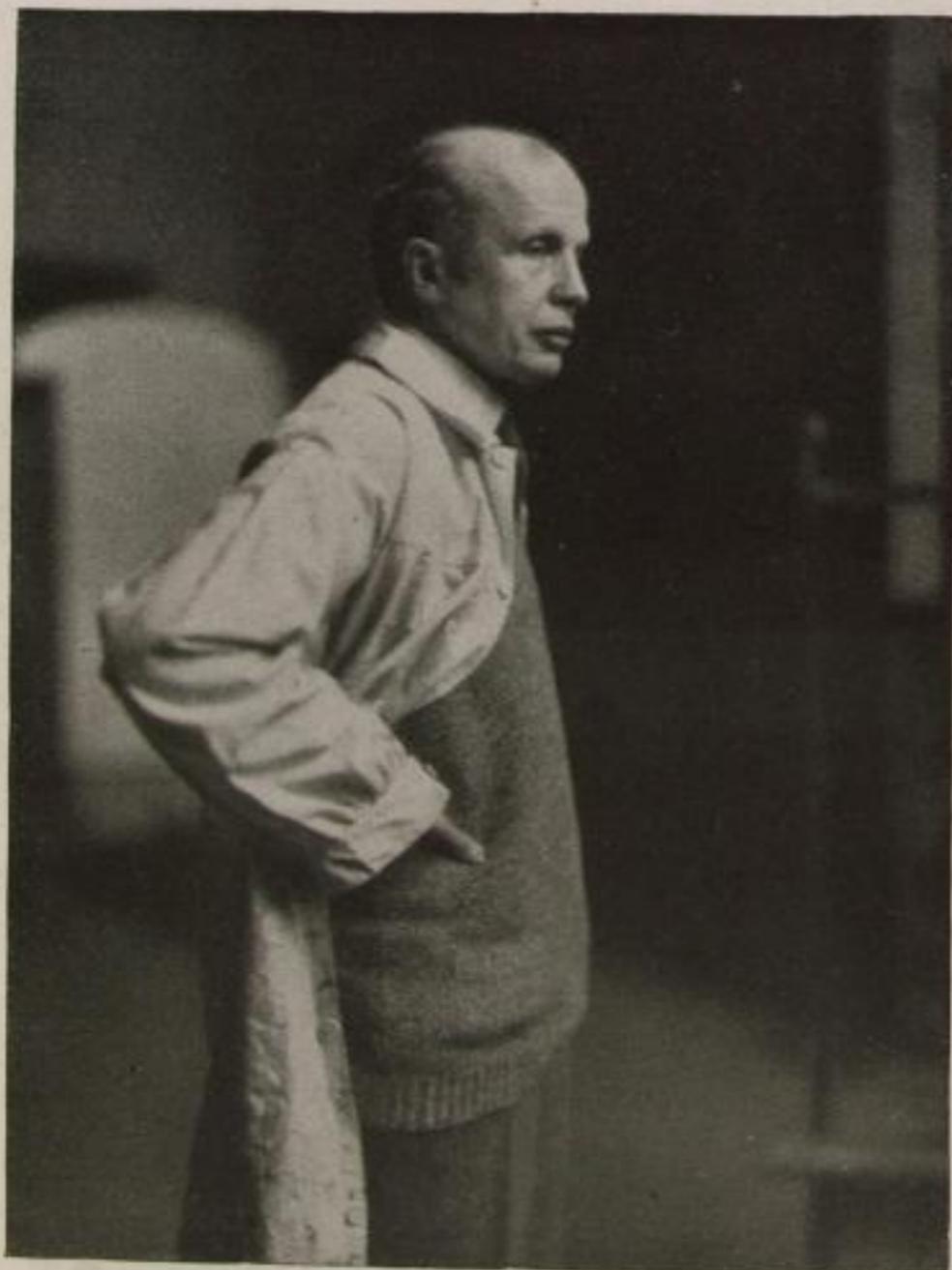


Emil Ludwig (5jährig)



Henri Louis Mencken und Sarah Powell Haardt, seine Frau

Photo New York Times



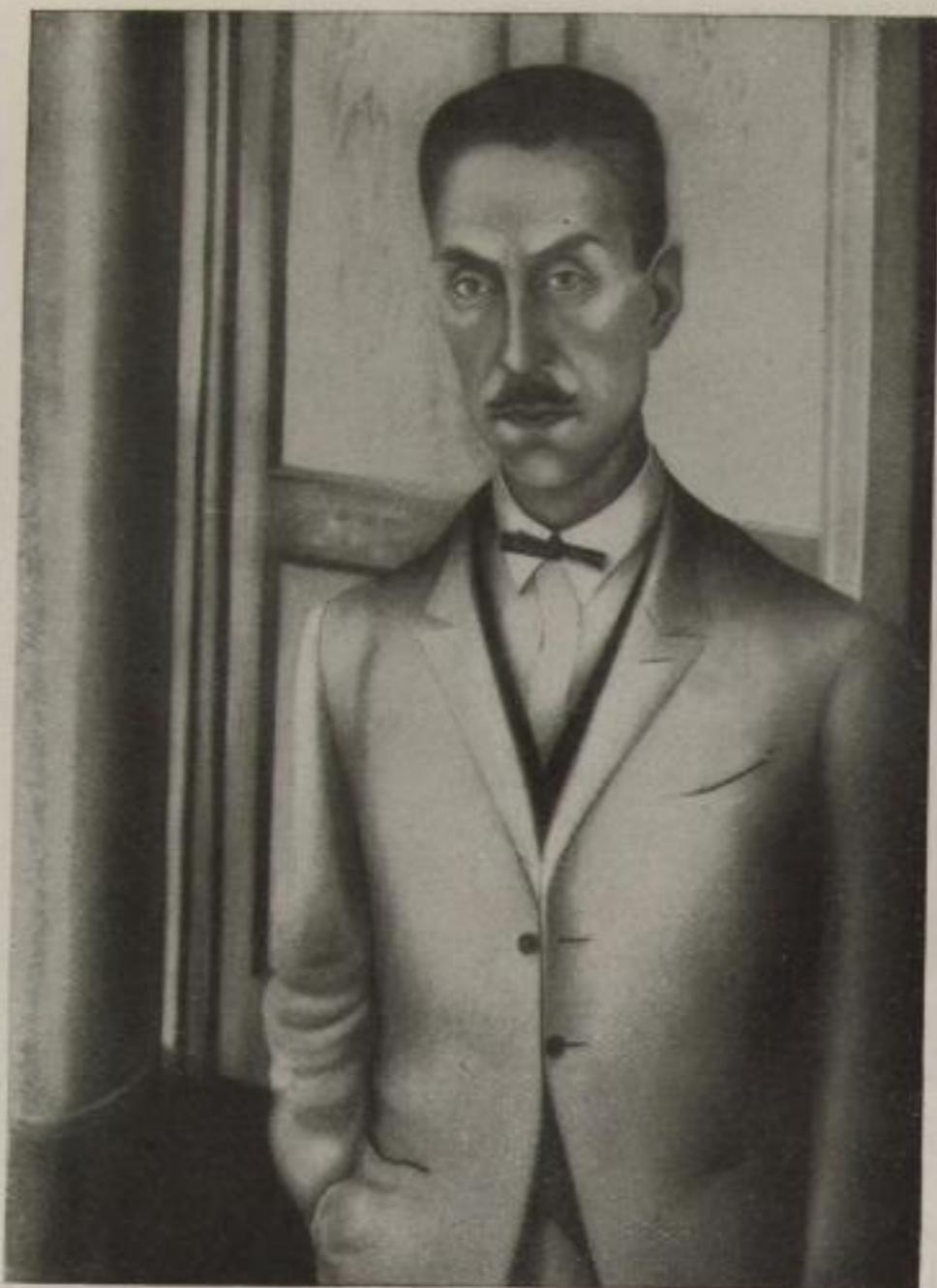
Der 60jährige Maler Leo Freiherr von König

Photo Vogelsang



Der Maler Frans Masereel

Photo Fritz Gruber



H. M. Dawringhausen, Der Diplomat u. Dichter Kuno Hofer (St. Moritz) †



Frau Legationsrat Thomsen (Berlin)

Photo Rieß



Donat Herrnfeld



Verlag Adolf Eckstein, Berlin

Anton Herrnfeld

die Begründer des Berliner Herrnfeld-Theaters

DIE HERRNFELDS

Von Egon Jacobsohn

Ella fünf, Käthe neun, Anton elf, Donat sieben Jahre alt, da wollten mal die vier Geschwister (alle in Raab zur Welt gekommen, in Budapest die ersten Jahre verlebt und nun in Wien) furchtbar gern heiße Wiener essen. Da zog das Quartett, um das Kapital zu erwerben, ins Ringtheater, das damals knapp vor seinem Brande stand, und spielten in einer Märchenvorstellung für eine Gesamtgage von sechs Paar Wienern mit. Auf der Bühne, wo sie als Neger schwarz geschminkt ihre neuen teuren Anzüge und Kleider völlig verschmutzt hatten, „entdeckte“ sie der Wiener Al Jolson der damaligen Zeit, der Stimmungssänger Abramowicz, und da sich die vier wegen der Keile, die sie wegen der eingedrehten Kleidung en gros bezogen hätten, sowieso nicht heimwagten, rückten sie pauschal aus und wurden so übereinstimmend harmlosen Nachmittag zu den „Fünf Geschwistern Abramowicz“. Mit ihrem großen Bruder wanderten sie als „Urkomisches Quintett“, teils in Matrosenkleidung, teils als Zukunftsflieger kostümiert, singend und tanzend durch ganz Europa und landeten schließlich bei Quark am Alexanderplatz in Berlin. Hier schloß ihr Meister Abramowicz einen Bombenvertrag für sie alle nach Amerika. Seinen vier Pseudo-Geschwistern gefiel aber Berlin so herrlich, daß sie auf die Brüderschaft piffen, ihn allein übereinstimmend damals noch gefährlichen Teich segeln ließen und als selbständige Komiker-Truppe unter dem Namen „Geschwister Vera“ abermals durch ganz Europa tingelten.

Anton, sechzehn Jahre alt, und Donat, ganze zwölf, wurden so Direktoren eines eigenen Ensembles: sie beide als Couplet-Sänger, vollends ohne Stimme, ihre Schwestern als Stimmungsvortragskünstlerinnen, zwei engagierte Tänzerinnen und einen Ringkämpfer nebst Partner für den Anfang, und das

happy end ihrer geschlossenen Abendvorstellungen. Leider verdienten sie damals nichts, das heißt: Geld kam schon in Mengen ein, nur schlug ihr Ringer dem Anton allabendlich knapp vor seinem Auftritt so lange in die Direktorenfresse, bis er ihm die Einnahmen à conto überließ. Da er einen Vierteljahrvertrag hatte, konnten die Brüder von diesem unbarmherzigen Burschen nicht gut fortkommen. Als das rabiate Mitglied eines Abends seine finanziellen Verhandlungen wieder mit einer kessen Rauferei beginnen wollte, sah er sich im Direktionszimmer zwei mit Revolvern bewaffneten Direktoren gegenüber. Bevor er noch etwas von Vorschuß sagen konnte, schossen die Herrnfelds ihm was vor, aber mit heißem Wasser, bis der zu Tode erschreckte Ringer schmerz erfüllt um Gnade flehte, auf jede vorherige Zahlung verzichtete — seither behielten die Direktoren das Geld wieder für sich. So wurden sie Millionäre.

*

Donat liebte Bulldoggen. Eine, die ihn ständig begleitete, biß in einer Ahlbecker Sommersaison etwa zwanzig Badegäste. Donat mußte blechen, aber die Dogge blieb an seiner Seite. „Hier sind gleich 200 Mark vorausgezahlt“, erklärte er dem empörten Gemeindevorsteher, „wenn auch diese Summe verbissen ist, bitte ich um Benachrichtigung!“ Vier Tage darauf erfolgte sie. Die Bestie hatte nach drei andern, mit je 75 Mark abgefundenen Opfern einem Feuerwehrmann die Uniform zerfetzt. Das war nicht mit einem simplen Fünfziger zu erledigen. „Wir werden hier in Ahlbeck eine Wohltätigkeitsvorstellung für die gesamte Feuerwehr veranstalten“, versprach Donat, „der Köter wird noch heute abgeschafft!“

Diese Vorstellung der Herrnfelds im Ahlbecker Kurhaus fand vor ausverkauftem Hause statt. Donat erklärte

in seiner Einleitung-Conference, daß er von seinem Lieblingshund, der ihm immer Glück gebracht hätte, Abschied genommen hätte... Da gab's plötzlich ein Riesengeschrei hinter der Bühne. In der Garderobe einer Mitwirkenden, der Tochter des Feuerwehrkommandeurs, war ein Benzinbrenner umgestürzt. Panik. Das Haus leerte sich in wenigen Minuten. Es brannte ab.

Tags drauf ging Donat wieder mit dem Köter. „Dann soll er schon lieber ganz Ahlbeck beißen!“ meinte er. „Das ist viel preiswerter und schmutzt nicht so...“

*

Alle paar Wochen erschien im Theater am Alexanderplatz ein Zauber-künstler, bestellte Donat und Anton herzliche Grüße von ihrem Vater in Wien, den er als alten Freund wieder mal besucht hätte, steckte als Dank für die Post nicht nur zwei Freiplätze, sondern ein Gratisabendbrot und zehn Mark Zehrgeld ein.

„Von wem bringt er Grüße?“ fragte endlich ein Verwandter. „Von deinem Vater? Der ist doch schon fünfzehn Jahre tot!“

„Pst, sei ruhig“, flehte Donat aufgeregt, „wenn der Mensch erfährt, daß mein Vater tot ist, verlangt der Zauber-künstler künftig Grab-Pflegegeld, und das ist nicht unter zwanzig Mark abzumachen!“

*

Jahrelang sandte eine „unbekannte Verehrerin“ dem Anton zu jeder Premiere einen verwegen großen Strauß Rosen in die Garderobe. Eines Premierenabends erhält Donat gleichfalls von einer Anonymen einen noch schöneren Strauß mit Rosen. Das blieb so, bis Donat starb.

Da wurde das Geheimnis entschleiert: Donat hatte jedesmal seinem Bruder, um ihn in frohe Laune zu versetzen, die Rosen als „unbekannte Verehrerin“ gesandt, und Anton hatte später, um seinen besten Freund Donat nicht wegen der mysteriösen Damen-

spende neidisch zu machen, gleichfalls heimlich an ihn die erfreuenden Blumen geschickt...

*

An einem scheußlich heißen Maitage saßen, weils inzwischen auch noch verwegen gewitterte, ganze zwanzig Männekens im Parkett des sonst immer fast ausverkauften Theaters am Alexanderplatz. Donat ging vor den Vorhang, dankte herzlichst fürs Erscheinen und fragte, ob sie nicht viel lieber nach Rückzahlung des Eintrittsgeldes seine Gäste bei Skriwanek in der Friedrichstraße, einem damals sehr beliebten Gulasch-Restaurant, werden wollten. Achtzehn wollten mit Freuden, zweie nicht. „Also spielen wir!“ entschied Donat. „Aber wir achtzehn treffen uns nach dem Theater doch bei Skriwanek. Die Einladung gilt!“

Tatsächlich gab's nachher eine herrliche Abendtafel, denn man hatte im Eilzugstempo ohne Pausen alles heruntergespielt und war noch vor zehn Uhr fix und fertig. Mit diesen achtzehn befreundete sich Donat an jenem Abend so sehr, daß er mit ihnen einen Stammtisch „Gewitter im Mai“ gründete und sich mit ihnen noch sechzehn Jahre immer an dem gleichen Maitag wieder an der gleichen Stelle zum gleichen Essen traf. Diesem Stammtisch gehörte u. a. auch der alte Pagay an und Donats intimer Freund, Rudolf Schildkraut, die an jenem Abend im Parkett gewesen waren. Später nahm man auch die beiden, die damals das Stattfinden der Vorstellung erzwungen hatten, in dieser Runde auf. Es war der Leiter einer Abteilung vom Statistischen Amt... neben seinem Weibe.

*

Donat sollte unter allen Umständen mal als Judendarsteller ans Staatliche Schauspielhaus. Der Generalintendant war eigentlich auch schon mit ihm einig. Anton sollte allein das Herrnfeld-Theater fortführen, Donat einen äußerst günstigen fünfjährigen Vertrag unterzeichnen. „Wie ist das mit der

Konfession?“ begann der Generalintendant recht vorsichtig ein heikles Problem. „Wir engagieren ungern Mitglieder der jüdischen Gemeinde, wenn's sich vermeiden läßt...“

„Soll ich bei Ihnen den Prinzen von Homburg spielen?“ forschte Donat. „Oder halten Sie mich für einen Don Carlos? Ich soll doch Juden darstellen! Wozu also taufen?! Es gibt doch nur zwei Möglichkeiten: entweder ist die Taufe gut, na, dann werde ich doch ein hundsschlechter Judendarsteller! Oder die Taufe wird schlecht, na, wozu soll ich sie denn dann erst durchführen!“ Daran scheiterten die Verhandlungen.

Der „Nazi“ von gestern. Niemand wird behaupten, daß das Wort „Nazi“ die Sprache um eine erheblich schöne Vokabel bereichert habe. Und doch darf man ihr auf eine gewisse Art dankbar sein: dafür nämlich, daß sie — woran man sich fast nicht mehr erinnert — vor Jahr und Tag eine andere Bedeutung von ihrer Stelle verdrängt hat. Damals war „Nazi“ das Literatenscherzwort für „Oesterreicher“. Beiläufig das dümmste unter der Sonne, in Sinn und Klang dem linkischen, lippensteifen Aeffungsbemühen ebenbürtig, das sich in den Worten „holt“ (halt), „Bussal“ (Busserl) und vor allem im dreiteiligen „We-a-na“ (Weaner) ausdrückt. „Nazi“ ist in Oesterreich ein vergleichsweise gar nicht häufiger Name (wenn auch

Altbundeskanzler Seipel mit ihm geziert ist). Der satirischen Absicht entspräche also viel eher: Poldl, Pepperl, Franzl. Außerdem aber stellt man sich unter „Nazi“ etwas Zipfelmützig-Breites, Pfeife-Schmauchendes im Münchner Stil vor, während der Oesterreicher sich bekanntlich grade durch das „Schiaberische“, Flotte auszeichnet; und endlich bedeutet weder die Mundweichheit, mit der er seine Sprache spricht, noch die saloppe Schmiegsamkeit und Verträglichkeit seiner Phantasie Dummheit. Aber die Klugheitsgrammophone haben immer etwas gegen die Liebenswürdigkeit: können sie deren musische Wirkungen nicht in Abrede stellen, so stülpen sie ihr eine Trottelmütze auf. So entstand Nazi. Dank an die völkisch Gesinnten, daß dieses Wort die Blödeheit nicht mehr ethnologisch abgrenzt.

Anton.

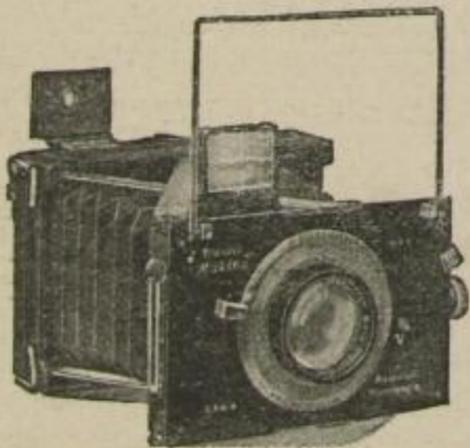
Warum ist im eisernen Vorhang eine kleine Tür? Wenn das ganze Ensemble verbrannt ist, tritt der Herr im Frack heraus: „Da alle Schauspieler verbrannt sind, kann die Vorstellung leider nicht fortgeführt werden.“

Die Operngläser sterben aus. Es verschwindet das Kannibalen-Instrument, mit dem man die Opernsängerin verschluckte.

Die Ehegatten, die des Abends ihre Frau aus dem Theater führen, sehen aus, als begleiteten sie die bei der Prüfung durchgefallene Schauspielerin.

Ramón Gómez de la Serna.

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:

Wauckosin & Co, Frankfurt a. M. 43

UNTERHALTUNG MIT EDISON

Wir haben Auto und Telefon, elektrisches Licht und Flugzeug, Radio und Tonfilm, wir haben, mit einem Wort, einen schönen Zipfel der Macht über die Dinge des materiellen Lebens in der Hand; fehlt uns noch die Kontrolle über unsere eigene Gesundheit; diese Kontrolle der Menschheit in die Hand zu geben, sei die Aufgabe der Erfinder, und zwar schon der Erfinder der nächsten Generation. So meint es der 84jährige Thomas A. Edison in einem Interview, das sein wissenschaftliches Testament sein könnte. Die Hygiene das große Feld der Zukunft! Die Hygiene die Hauptaufgabe der Technik, die sie lösen wird! Der alte Mann sagt es mit strahlender Ueberzeugung.

Die Herren der amerikanischen Review of Reviews fanden ihn unverändert in seinem durch zwei Stockwerke gehenden neuen Riesenlaboratorium in West-Orange. Er ist so robust, so taub, so mild, so lebhaft wie je. Er hat erstaunlich kurze Reaktionszeiten. Auf die heterogensten Fragen gibt er schnelle, fertige, konkrete, überraschende Antworten.

Man fragt ihn, ob er, Edison, es weiter gebracht haben würde, wenn ihm schon immer die großen Geldsummen und anderen Erleichterungen zur Seite gestanden hätten, über welche die Erfinder von heute, dank der Industrie, verfügen können. „Aber selbstverständlich; ich habe 45 Jahre mit den Zahlungsterminen zu kämpfen gehabt.“ Er ist der Ansicht, daß nicht wissenschaftliche Neugier, sondern der Wunsch, Geld zu verdienen, hinter den meisten großen Erfindungen stehe. Die meisten Erfinder, meint er, brauchen das Geld, um ihre Familien bescheiden zu ernähren; wenn sie darüber hinaus noch etwas Geld verdienen, so macht es ihnen nur darum Freude, weil sie nun weiterexperimentieren können.

„Gibt es bestimmte, große Gebiete, die die Forschung der Zukunft bevorzugen wird?“ Die Frage ist gefallen.

Edison besinnt sich keinen Augenblick, sondern antwortet, diesmal schriftlich, mit Bleistift seine gleichmäßigen, charaktervollen Buchstaben setzend: „Gewiß. *Das Hauptfeld der zukünftigen Erfindertätigkeit ist unsere Gesundheit, erkämpft durch Biologie und Chemie.*“

„Krankheit“, fährt er fort, „liegt heute noch schwer auf dem Arbeiter. Es ist nicht leicht für ihn, den richtigen Arzt ausfindig zu machen, und die richtige Kur ist fast immer kostspielig. Es gibt auch zuviel Krankheit in der Welt. Etwas Entscheidendes muß dagegen geschehen, und hier wartet auf Biologie und Chemie die große Aufgabe.“

Bei diesen Worten unterbricht ihn sein getreuer Meadowcroft, um sechs Jahre jünger als er, seit fünfzig Jahren das Bindeglied zwischen Edison und der Welt. Er bringt ihm Milch in der Thermosflasche. Seit langem ist Milch die ausschließliche Nahrung Edisons, ein Glas Milch alle zwei Stunden, selten nur gönnt er sich ein Gläschen frischgepreßten Apfelsinensaft. „Als Milchtrinker trat ich ins Leben ein, als Milchtrinker will ich aus dem Leben scheiden. Milch ist das einzige vom großen Chemiker vollkommen richtig ausbalancierte Lebensmittel... Achtzig Prozent der Menschen sterben an Ueberfütterung... Und nach seinem 81. Jahre braucht der Mensch überhaupt nicht mehr viel oder vielerlei Essen... Es gehört Mut zur Ent-sagung, aber das viele Essen ist wirklich überflüssig. Mein Körpergewicht bleibt unverändert, ein Beweis, daß ich beim Milchtrinken bleiben muß.“

Man fragt den Erfinder der Glühlampe und der elektrischen Straßenbahn, ob es auf dem Gebiete der Elektrizität noch viel zu erfinden gebe.

„Aber alles!“ ist seine prompte Antwort. „Wir haben kaum erst einen Anfang gemacht. Wir wissen nicht einmal, was Elektrizität eigentlich ist! Sie ist dem Licht ähnlich. Wir haben eine

Unsere ersten Frühjahrs-Novitäten

EMIL LUDWIG
Geschenke des Lebens
Ein Rückblick

1.—20. Tausend • 865 Seiten mit 12 Abbild. und einem Bildnis des Autors von Olaf Gulbransson in Lichtdruck • Geh. RM 12 • Lnb. RM 16

Mit 50 Jahren schildert Emil Ludwig mit Laune und Selbstironie in bunten Bildern, was er erlebt, und in vielen Porträts aus aller Welt die Menschen, die er traf.

I. STEINBERG
**Gewalt und Terror
in der Revolution**

1.—3. Taus. • Deutsch von I. Donsky • Geh. RM 5 • Lnb. RM 8

Steinberg, der mit Lenin an einem Tisch gegessen hat, behandelt in seinem neuen Buch das grundlegende Problem: Ist Gewaltanwendung im Dienst der Revolutionsidee berechtigt oder nicht? Er erörtert erschöpfend den Begriff Terror und untersucht die Frage, ob Gewalt notwendig oder gar nützlich sei.

VICTOR MARGUERITTE
Vaterland!

1.—20. Tausend • Deutsch von Joseph Chapiro • Kart. RM 3.75

Victor Margueritte entwirft ein gewaltiges Fresco von dem gräßlichen Gas- und Bazillenkrieg der Zukunft. Margueritte beschränkt sich aber nicht auf pazifistisches Warnen und Prophezeien, er macht positive Rettungsvorschläge. Dieser Ächter des Krieges weist den Weg zu seiner Beseitigung.

WILHELM SPEYER
Die goldene Horde

Erzählung • 1.—20. Tausend • Einbandzeichnung B. F. Dolbin
Kartiert RM 3.75 • Leinenband RM 5.50

War der „Kampf der Tertia“ eine Ilias der Jungen, so folgt in der neuen romantisch bewegten Erzählung die Odyssee. Neue Abenteuer besteht seine „Goldene Horde“ in Feldlager, Waldzelt und Löwenzirkus.

HERMANN HELLER
Sozialismus und Nation

1.—4. Tausend
Kartiert RM 3.75

Hermann Heller, Professor an der Universität Berlin und Patriot im alten guten Sinne des Wortes, fordert die Sozialisten auf, den Staat zu erobern, statt ihn zu leugnen. Für ihn handelt es sich nicht um einen erdachten Zukunftsstaat, von dem nur Umriss wahrzunehmen sind, sondern um unsere Welt mit ihren Nöten und Hoffnungen.

JOSEPH HERGESHEIMER
Das Pariser Abendkleid

Roman • 1.—5. Tausend • Deutsch von Franz Fein
Kartiert RM 5.50 • Leinenband RM 7.50

Mitten in einer entseelten amerikanischen Welt läßt der Dichter wie ein seltsames Tropengewächs die Liebe zwischen einer alternden, immer noch reizvollen Frau und einem Außenseiter der Gesellschaft erblühen, der zum Zweifler an den Werten der Zivilisation geworden ist.

FRANZ BLEI
Die Lust der Kreatur

1.—4. Tausend • Umschlagzeichnung E. R. Weiß
Kartiert RM 5.50 • Leinenband RM 8.50

In immer neuen Formen der Erzählung schildert der Dichter, prüft der Denker, feiert, beklagt und verspottet der Lebenskünstler Franz Blei die Wollust der Kreatur, die „gemengt ist mit Bitterkeit“.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG • BERLIN W50

Am 18. März
erscheinen:

Freud

Theoretische Schriften

In Leinen M 9.—

Aus dem Inhalt: Das Unbewußte — Die Verdrängung — Triebe und Trieb-
schicksale — Narzißmus — Trauer und
Melancholie — Jenseits des Lustprin-
zips — Massenpsychologie — Das
Ich und das Es — Die Verneinung

Max Deri
Naturobjekt und
Menschenwerk

Über einen Unterschied in der wissen-
schaftlichen Betrachtung natürlicher und
künstlicher Sachverhalte

M 1.60

Hellmuth Kaiser
Franz Kafkas Inferno
Eine psychologische Deutung
seiner Strafantanasien

M 2.50

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien I, In der Börse

Theorie, aber die Praxis stellt uns vor eine gewichtige Ausnahme nach der andern, auf die die Theorie schlechterdings nicht mehr anwendbar ist. Sie kann also nicht stimmen. So steht's um die Elektrizität. Wie könnten wir vor dem Ende der Erfindungen auf dem Elektrizitätsgebiete stehen, wo wir doch noch nicht einmal wissen, ja, nicht einmal ahnen, was Elektrizität ist?!"

„Droht die Gefahr, daß die vielen neuen Erfindungen unser Leben zu kompliziert und zu hastig machen werden?“

„Keineswegs. Die Menschen werden sich ihren Erfindungen angleichen. Das Gehirn bietet, wenn es nur benutzt wird, enorme Möglichkeiten. Die Leute ahnen noch nicht einmal, was ihr Geist alles leisten kann.“

Und dann ging es kreuz und quer durch alle Gebiete moderner Erfindung: „Fernsehen ist teuer und kompliziert, darum kann es vorläufig nicht die Verbreitung des Telefons erreichen. Würde man eine Lokomotive in seine Stube rollen?... Das *Kreiselflugzeug*, auch Autogyro genannt, ist die Zukunft der Aviatik. Ein Spanier hat es erfunden, und da sagen die Leute noch, Spanien sei abgestorben. Das *Kreiselflugzeug* ist das Ei des Kolumbus. Es wird das Fliegen *sicher* machen. Vielleicht wird das Flugzeug nie so allgemeine Verbreitung finden wie das Auto, aber heute steckt es noch in den Kinderschuhen *Lenkbare Luftschiffe* werden wir immer haben. Aber heute sind auch sie erst in ihrem Versuchsstadium.“

Giftgase hält Edison für weniger gefährlich als Kugeln und Bomben. Vom russischen Experiment des Kommunismus meint er, das oder ähnliches habe man tausendmal versucht und es sei nie gelungen. „Merkwürdig“, meint er, „den Menschen geht es in den Ländern am besten, die die meisten Millionäre haben, und doch schimpft man immer auf die Millionäre.“

Natürlich führt er seine Besucher

zu seinen Treibhäusern, wo er gummi- haltige amerikanische Pflanzen züchtet. Am besten haben sich gewisse Gold- rutenarten bewährt. Heute würde es sich freilich nicht lohnen, aus ihnen Gummi zu gewinnen, aber wenn U.S.A. einmal in einem Krieg von der Gummi- einfuhr abgeschnitten wäre, könnte es auf diese Goldruten zurückgreifen.

Edison gibt zu, an drei, vier großen Sachen zu arbeiten, aber er will von ihnen nicht sprechen, bevor er sie nicht gemacht habe. Von fünfzig Plänen er- weise sich immer nur einer als durch- führbar. Nur allzuoft zeige sich ein Seitenpfad als der Weg zum Ziel. Viele Erfindungen seien eigentlich Entdeckun- gen auf solchen Seitenpfaden gewesen, so die Röntgen-Strahlen und das Ra- dium. So kam Bell zum Telefon. Aber es gehört ein trainiertes Gehirn dazu, um im Seitenpfad die Hauptstraße zu erkennen.

Edison übt sein Gehirn noch täg- lich. Er glaubt, ihm diese Pflege schul- dig zu sein, dieser prachtvollen Werk- statt, aus der zum Wohle der Mensch- heit so viele fruchtbare Gedanken her- vorgegangen sind. In einem Zeitalter, das am Segen der Technik zu zweifeln beginnt, glaubt Edison, unser größter Techniker, nicht nur unbeirrt an die Technik weiter, sondern sogar an die unaufhaltbare Vervollkommnung der Menschheit durch den technisch gerich- teten Erfindergeist. Von allem, was an diesem Greise imponiert, ist sein Glaube am imposantesten. P. A.

Entwurf zu einem Programm der Kroll-Oper (Berlin).

„Hoffmanns Erzählungen“.

Musikalische Leitung: Zemlinsky.

Szenische Leitung: Dr. Curjel.

Röhren-Leitung: Moholy-Nagy.



I N H A L T

Das Duell im Njeskutschni-Park

Eine Dirne und ein Musiker

Die Schuhputzer von Moskau

Ein Mäzen von Heute

Der Mord an Galina Mrawina

Gefühle von Gestern

Die zerbrochene Glocke

Kartoniert RM 2.80

In Leinen RM 4.80

Ein herrliches Buch. Das beste was ich, der ich doch fast nichts als His- torie und Gerichtsberichte lese, bis jetzt fand. Aber darüber hinaus ist dieses Buch vielleicht der eindring- lichste Kulturspiegel des heutigen Rußlands . . . es zeigt das heutige Alltagsleben dort. Man bekommt Ein- blicke in das Werden dieser neuen Gesellschaft. Oskar Maria Graf

MALIK-VERLAG

DIE PERSISCHE KUNSTAUSSTELLUNG IN LONDON

Nach den Ausstellungen holländischer und italienischer Malerei in den beiden vorhergehenden Jahren sind die Tore des Burlington House gegenwärtig einer Schau persischer Kunst geöffnet. — Kein schönerer Dienst konnte der islamischen Kunstwissenschaft erwiesen werden, als daß sie heute nach jahrzehntelangem Ringen diese bedeutsame Kunsttätigkeit des anmutigsten und reichsten Landes des Nahen Osten in der Reihe der großen Londoner Winterausstellungen, die alljährlich im Burlington House stattfinden, in einer geschlossenen Sonderschau vor Augen führen darf. Sie ist die schönste Anerkennung für die Altmeister der persischen Kunstgeschichte, unter denen Friedrich Sarre und Ernst Herzfeld an erster Stelle genannt werden müssen, die in erfolgreicher Forscherarbeit mit universalem Weitblick die Voraussetzungen für das Studium der persischen Kunst geschaffen haben, der vorislamischen Epochen unter den Dynastien der Achämeniden (550 bis 331 v. Chr.), Parther (250 v. Chr. bis 226 n. Chr.) und Sasaniden (226 bis 636) und der mittelalterlichen und neueren Zeit, die unter dem Zeichen des die gesamten schöpferischen Kräfte des nahen Orients zusammenfassenden Islam steht (seit 637).

Man mag es als eine Ironie des Schicksals empfinden, daß einer der Hauptsachwalter der gegenwärtigen Ausstellung ein Amerikaner ist. *Arthur Upham Pope* hat unter den Teppichforschern schon längst einen geachteten Namen. Mit seiner nur aus amerikanischen Perspektiven verständlichen Organisationsgabe, die ihn in verhältnismäßig kurzer Zeit auf geschickt angelegten Reisen durch Persien führte, und dort wie in Europa mit den zur Mitarbeit bereiten Kräften Fühlung nehmen ließ, gebührt ihm Dank und Anerkennung für das Gelin-

gen dieses Unternehmens, zu dem zum erstenmal auch Persien selbst einen Teil seiner noch im Lande befindlichen Kunstschatze beisteuerte.

Dieser Ueberblick über nahezu 2500 Jahre persischen Kunstfleißes, der sich hauptsächlich auf das sogenannte Kunstgewerbe erstreckte, gibt nicht nur dem Forscher neue Anregungen. Auch für die gegenwärtige zum Teil an überzüchteter Problematik krankende Künstlergeneration kann die Bekanntschaft mit dem wechselvollen Schicksal persischen Kunstschaffens bedeutsam werden, das trotz tief eingreifender politischer und religiöser Umwälzungen und vielfacher Durchdringung mit fremden Kultur-elementen stets seine schöpferische Eigenart bewahrte. (Seldschukenherrschaft 1037 bis 1231, Mongolenherrschaft 1227 bis 1502).

Man kann kaum daran zweifeln, daß die auf der Ausstellung zuerst in größerem Rahmen gezeigten vielbesprochenen Luristanbronzen (meist in Gestalt von Kandarren), die aus Grabfunden in der Nähe Hamadans stammen, ursprüngliche Zeugen des alten iranischen Metallstils sind, deren Tierformen und sinnbildliche Darstellungen in Gestalt des Löwenwürgers und Tierbezwingers in den folgenden Kunstepochen auf Seidenstoffen und Fayencen oft wiederbegegnet. Besonders eindrucksvoll kann man den Stilwandel von dem mit Sinnbildern durchdrungenen vorislamischen Ornament zu dem mehr abstrakten, symbolfeindlichen frühislamischen Ornament verfolgen. Die ersten schöpferischen Ansätze zur Arabeske, die die ornamentale Gesinnung der islamischen Kunst am vollendetsten zum Ausdruck bringt, in der seldschukischen Epoche, treten besonders gut in die Erscheinung dank der mit besonderem Glück zusammengestellten Metallarbeiten, Fayencen und Seidenstoffe des frühen Mittelalters, unter denen die unlängst bei Grabun-

Persische Kunst in London



Die Königin Balgis von Saba (XVI. Jahrh.)



Riza, Pferd und Knecht (spätes XVI. Jahrh.)

Photos Topical



Marie Laurencin, Die Amazone



Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum
Khosrau tötet Bahrām im Kampf.
Miniatur aus einer persischen Handschrift



Loretta Young



Dorothy Jordan

Metro-Goldwyn-Mayer

Hollywood



Joseph Mangold, Junges Mädchen

Mauritius-Verlag



Rudolf Levy, Halbakt

gen in der Nähe von Rhages aufgetauchten, bisher fast unbekanntem seldschukischen Seidenstoffe und Silberarbeiten besondere Beachtung verdienen.

Nicht so eindrucksvoll kommt dieser Dreiklang von Metall, Seide und Keramik in der mongolischen Epoche zur Geltung. Dafür entschädigen die über alles Erwarteten reichen Bestände an Miniaturen, die von den sogenannten abbasidischen Miniaturschulen, über die mongolische Epoche bis zur letzten großen Kunstblüte unter den Safawiden (1502 bis 1736) in lückenlosen Reihen verfolgt werden kann.

Der schöpferische Reichtum des persischen Kunstfleißes kommt in der letzten großen Epoche wieder vollendet zum Ausdruck. Die altiranische Fabulierlust, die trotz der orthodoxen Tendenzen schon in der Seldschukenzeit in der Abfassung des Schahnamah des Firdausi (um 1011 vollendet), in den Liebes- und Heldenromanzen des Nizami 1178 wieder durchgedrungen war, lebte jetzt in einer Art Renaissance wieder auf, und gab den Miniaturmalern bedeutsame Anregungen. Die Miniaturmalerei nahm innerhalb der safawidischen Hofmanufakturen eine Art Führerrolle ein, Viele auf den prächtigen Jagd- und Tierteppichen oder den Seidenstoffen erscheinende figürliche Szenen sind nicht ohne Beziehungen zur gleichzeitigen Malerei zu erklären. Andererseits erlebt auch das Ornament in der Textilkunst wie in der Baukeramik die höchste Vollendung. Der aus dem Besitz des Herzogs von Anhalt stammende Arabeskonteppich (jetzt J. Duveen) oder der Teppich aus der Moschee in Ardebil sind wahrscheinlich in der Nähe der prächtigen Fayencemosaiks von Isfahan entstanden. Es verdient Anerkennung, daß man diese Zusammenhänge in der Ausstellung unmittelbar verfolgen kann, da stattliche Bruchstücke solcher Fayencemosaiks zum Teil unter großen Transportschwierigkeiten

aus Persien herbeigeschafft wurden. Einen Eindruck von den tektonischen Zusammenhängen vermittelt die Nachbildung des Liwans der Masjid-i-schah von Isfahan. Man ist oft im Zweifel, ob der dunkle polygonale Brunnen im Vordergrund, auf dem eine Seerose treibt, oder das Portal selbst die drängende Schar der Besucher gefangen nimmt. Oder ist es die bei manchen Frauen so beliebte „pink-coloured“-Beleuchtung? Noch mehr zwingt jedenfalls ein prächtiger zwölfeckiger Teppich mit roten Baummotiven auf leuchtend gelbem Grund vom Grab Schah Abbas II. in Qum in seinen Bann, der, obwohl technisch zur Gattung der Polenteppiche gehörig, den Eindruck eines Gartens aus dem Märchenland erweckt, und inmitten der an den Wänden ausgebreiteten Teppiche unmittelbar in das Reich der Wunder entrückt.

Heinrich Schmidt.

Kunst und Wissenschaft. Meine letzte Zimmerwirtin, kgl. bayrische Kommerzienratswitwe, hatte nicht nur großes Interesse für die Gesellschaft und ihren Klatsch, sondern auch für „Kunst und Wissenschaft“, wie sie sich ausdrückte. Einmal klagte sie bewegt: „Die heutige Jugend pflegt gar nicht mehr unsere Klassiker. Körner und Hauff findet sie langweilig.“

Ich warf ein: „Dafür liest sie aber Hölderlin und Jean Paul —“

„Ach, Jean Paul, ich meine doch unsere *deutschen* Klassiker!“, gab sie entrüstet zurück.

Wenige Tage später ging ich ins Theater, zu Schnitzlers „Anatol“. Wieder war sie völlig im Bilde: „Anatol, ach, von France“ ...

Herbert Günther.

Fachkritik. „Scheißt diese Berufsamateure hinaus! Jagt sie davon, wie es ihnen gebührt, denn es warten zehntausend wirkliche Amateure auf den Platz an der Sonne! Diese Spesenätze sind das Grab des deutschen Fußballsportes!“ (*Hamburger Anzeiger.*)

HENRY LOUIS MENCKEN

Von Robert M. Wohlforth

Henry Louis Mencken, Verleger, Kritiker und Zeitschriftsteller, ist in ganz Amerika ein volkstümlich gewordener Mann. Mit seiner Zeitschrift „The American Mercury“ vollführt er die monatliche intellektuelle Reinigung einer Nation. Moderne Mütter brauchen nur seinen Namen auszusprechen, um ihre Kinder gefügig zu machen. Er ist der Autor von etwa fünfzehn höchst bekannt gewordenen Büchern. Die meisten dieser Werke beschäftigen sich mit der Kritik der öffentlichen Zustände in den Vereinigten Staaten. Er ist der Erzfeind bürgerlicher Beschränktheit, der Schulmeister und Dogmenprediger in allen Fragen des öffentlichen Lebens, der Erzfeind akademisch-abgestempelter Dummheit. Man glaubt von ihm, daß er die Gedanken einer ganzen Generation beeinflußt hat.

Er ist mehr als irgendein anderer lebender amerikanischer Autor angegriffen worden. Einmal sammelte er alle absprechenden Urteile über seine Person und sein Werk und veröffentlichte sie in Buchform. Seine Kenntnisse auf allen Ebenen der Literatur, Soziologie und Philologie wird in den Vereinigten Staaten nur von wenigen übertroffen, und sein Werk: „Die amerikanische Sprache“ wird heute auch in akademischen Kreisen ehrenvoll genannt. Niemand hat mehr unwürdige Aspiranten, die nach Stellen im öffentlichen Leben strebten, unmöglich gemacht, als er.

Seine Anhänger treiben mit ihm und seinen Lehren fast einen Kultus. Weil er Nietzsches „Antichrist“ ins Englische übersetzte, hielt man ihn während des Krieges für einen Spion. Einstmals von allen öffentlichen Schulen und Universitäten im ganzen Lande gehaßt und verachtet, werden seine Essays und Kritiken jetzt in vielen Schulklassen gelesen.

Die Menge Arbeit, die er leistet, ist erstaunlich. Er ist, wie erwähnt, der Herausgeber des „American Mercury“, liest alle eingesandten Manuskripte selbst, schreibt allwöchentlich einen Leitartikel für einen Zeitungskonzern, verfaßt einen Ueberblick der Neuerscheinungen der Literatur für seine Zeitschrift, unterhält eine ungeheure persönliche Korrespondenz, ermutigt und steht versprechenden jungen Autoren bei, spielt den Klavierpart in einer Liebhaber-Vereinigung für Kammermusik, und versäumt keinen Augenblick, ein wachsames Auge auf die gesamten geistigen Erscheinungen seines Landes zu halten. Kurz, er beobachtet alle Kräfte, die sich im Verwaltungsleben, in dem religiösen und akademischen Dasein der ganzen Vereinigten Staaten regen.

Er ist von untersetzter Gestalt, trägt sein schwarzes Haar in der Mitte gescheitelt und steife Kragen, was in Amerika sehr auffällt. Er lebt das ganze Jahr hindurch in Baltimore, das er für die kultivierteste Stadt der Staaten hält. New York verabscheut er, und er geht nur hin, wenn er dort etwas zu tun hat. Er glaubt, daß diese unamerikanische Stadt eines Tages einen großen Schriftsteller hervorbringen wird, der ein Epos über ihre Großartigkeit, Verschwendungssucht, ihren Reichtum und ihre zerstörende Ueppigkeit schreiben wird. Er steht allen Frauen mit leichtem Argwohn gegenüber, hat aber vor kurzem, zur allgemeinen Ueberraschung, geheiratet. Er liebt dunkles Bier und gute deutsche Küche, und beklagt die Tatsache, daß er beides in Amerika nicht findet. Er trägt „ernsthafte“ Krawatten und schnarcht. Seine Hüte scheinen ihm nie zu passen. Vorzeiten war er einmal Reporter der „Baltimore Sun“, und er schreibt noch jetzt für dieses Blatt. Er ist der Mei-

nung, daß der Journalismus in Amerika an gutem Ruf verloren hat. Als er sehr jung war, veröffentlichte er einmal einen Band Gedichte, was er jetzt sehr bedauert. Alle Exemplare, mit Ausnahme von dreien, hat er wieder an sich gebracht, und er ärgert sich sehr, daß er diese drei nicht auftreiben kann. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber guter Musik. Beethoven schätzt er besonders. Er behielt während des Krieges einen klaren Kopf, und weder die Scharf- noch die Flaumacher konnten ihn für sich abstempeln.

Er ist zahllose Male in seinem Leben operiert worden und behauptet, die Mediziner hätten an ihm herumgeschnitten, wo immer es nur möglich gewesen wäre. Seine Lieblingsautoren: Bernard Shaw, Sinclair Lewis und James Huneker. Er hat in seinem ganzen Leben nur drei Filme gesehen, und er geht ungefähr einmal in zwei Jahren ins Theater. Moderne Musik läßt ihn kalt. Er hat ein ausgesprochenes Mißvergnügen an moderner Kunst. Seine Anhänger bilden die sogenannte „zivilisierte Minderheit“.

Er ist die erste Autorität auf dem Gebiete der zeitgenössischen amerikanischen Sitten und Lebensführung. Die Prohibition hält er für einen schlechten Scherz. Er ist der Meinung, daß sie die persönliche Freiheit in den

Vereinigten Staaten vernichtet hat. Neben Upton Sinclair ist er der am meisten in Europa gelesene amerikanische Autor.

Die Amerikaner haben nie herausfinden können, ob sein Buch: „In Defense of Women“ (Die Verteidigung der Frau) ein grober Angriff oder eine Lobrede auf die Frau ist. Man spricht im allgemeinen von ihm wie von einem feuertressenden Flibustier, aber er ist in Wirklichkeit von so guten und liebenswürdigen Manieren, wie der beste Amerikaner.

(Deutsch von Till Eulenberg.)

Neuer Slang. New York bereichert die englische Sprache um folgende Blüten:

Kiss-off = die Verabschiedung.

Puddle-jumper = das Auto.

Horse-opera = der Wildwestfilm.

Squawkie = der Tonfilm.

Daisy-roots = Füße.

Biggie = der Prominente.

Sugar daddy = ein Herr, bei dem Geld zu holen ist.

Wind sucker = ein Aufschneider.

Air-bisectors = Tänzer.

Shellacked = besoffen.

Nifties = Witze.

To bach = als Junggeselle leben.

Wham = der Knock-out.

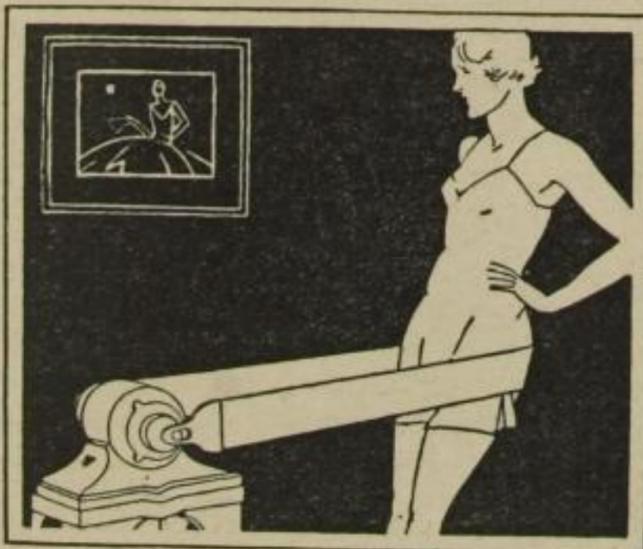
to tear a herring = speisen.

DIE NEUE METHODE DES SCHLANKWERDENS

Weder Hungerkuren, Wundertee noch langweilige Gymnastik zur Wahrung des Normalgewichts! Der heutige moderne Mensch benutzt den elektrischen Sport- und Massage-Motor PROVITA und erhält sich so schlank, frisch, jugendlich und gesund. Unabhängig von Zeit und Witterung können Sie jetzt Ihren Körper nach Wunsch modellieren und trainieren — mit Hilfe der einfachen, mühelosen PROVITA-Bandmassage.

Interessante Prospekte M, Referenzen usw. durch

Alleinfabrikation: **ELEKTR.-GESELLSCHAFT QUALITAS**, Müllheim (Baden)



Briefkasten-Querschnitt

Filmfreundin Magda S., Elberfeld. Willy Fritsch wohnt Berlin W, Kaiserdamm 95. Der Künstler ist unverheiratet, trägt den Scheitel in der Mitte und ist Besitzer eines eigenen Autos. — Unsres Wissens hat Daisy D'Ora einen Bubikopf. — Die Künstlerin gibt Autogramme.

Werner Z. in München. Sie irren! Rubens ist ein nicht unbekannter Maler. Der Komponist, den Sie meinen, heißt Rubinstein und ist, soweit wir unterrichtet sind, Jude.

Karla und Fritzi, Baden-Oos. Geben Sie doch eine Anzeige in unsre Zeitung. Dann werden sich bestimmt Herren melden, die Ihre Wünsche befriedigen.

Filmfreund G. W., Berlin. Gerda Maurus' Lieblingsschriftsteller kennen wir nicht.

Hass 1930, Charlottenburg. Wenn Ihnen Ihre Freundin Ihren Mann abspenstig machen will, weisen Sie der Person die Tür. Dann mag sich Ihr Mann entscheiden, wohin er gehört. Vermutlich wird er Ihre Fleischöpfe vor die Liebe zu Ihrer Freundin stellen.

Schönheit, Frankfurt. Gegen erschlafte Büste empfehlen wir „Teintana“. Sie finden eine ganzseitige Anzeige auf der vierten Umschlagseite.

W. C., Budapest. Ihre Handschrift zeigt Charakter. Für unsre Redaktion sind Sie leider nicht geeignet.

Frau B. in P. Die Feuerwehr ist stets zur Hilfeleistung verpflichtet, wenn es sich um Brand, Wassergefahr und andere unvorhergesehene Unfälle handelt. In Ihrem Sonderfall scheint es uns zweckmäßiger, eine Hebamme zu konsultieren.

Junggeselle 40. Ueber Bilder mit zweifelhaften Darstellungen geben wir prinzipiell keine Auskunft. Wir verweisen auf den Anzeigenteil unsrer illustrierten Sonntagsausgabe „Am heimischen Herd“.

An viele. Zuschriften ohne volle Namensnennung wandern auch bei uns in den Papierkorb. Wir müssen wissen, mit wem wir es zu tun haben. Im „Briefkasten“ werden nur Fragen beantwortet, die allgemein interessieren.

Gesammelt von I. Frhr. v. Wechmar.

Gorki über den Luna-Park. Die greuliche Pracht des Luna-Parks regte Jessenin wieder etwas an; er lachte, lief von einer Verrücktheit zur andern, sah zu, wie die braven Deutschen sich damit amüsierten, einem Scheusal aus Pappe Bälle in den Rachen zu werfen, mit welcher Ausdauer sie eine unter ihren Füßen wackelnde Treppe erkletterten, wie schwer sie auf einer Platte zu Boden purzelten, die sich willkürlich hob und senkte. Es waren noch unzählige andre ebenso alberne Attraktionen da, viel Lampen und Licht, und überall dröhnte die biedere deutsche Musik, die man „Musik für Dicke“ nennen könnte. „Aufgebaut haben sie eine Masse, aber nichts Absonderliches erfunden“, sagte Jessenin. . . . Vor einem runden Kiosk, in dem etwas Buntes kreiste und summte, blieb er stehen und fragte mich: „Meinen Sie, meine Gedichte sind notwendig? Ueberhaupt: — ist die Kunst, das heißt Poesie, notwendig?“ Die Frage war gerade hier durchaus angebracht, denn der Luna-Park lebt höchst vergnügt auch ohne Schiller.

Aus Maxim Gorkis „Erinnerungen an Zeitgenossen“ (Malik-Verlag, Berlin).

Wie die Frau den Mann erlebt

Von SOFIE LAZARFELD

NEUES WIENER JOURNAL: „Ein hochinteressantes Werk, das mehr Hemmungen zwischen Mann und Weib beseitigen wird, als alle Eheberatungsstellen vermögen.“ Hier behandelt zum erstenmale eine wissenschaftlich berufene Frau das Problem des weiblichen Sexual-Liebes- und Ehelebens vom Standpunkt des Weibes.

LEINENBAND RM 12.—

In allen Buchhandlungen erhältlich!

VERLAG FÜR SEXUALWISSENSCHAFT
SCHNEIDER & CO. / LEIPZIG · WIEN

BÜCHER-QUERSCHNITT

Zwei Romane vom Juden und vom Geld. Russische Juden in Amerika und reemigriert wieder im alten Kontinent. Gemeinsam ist das Uebermotorische des verpflanzten Juden und der rasche Umschlag schon in der nächsten Generation. *Die Singermanns* von Myron Brinig (Verlag Adolf Sponholtz, Hannover), eine primitive jüdische Forsyte-Saga, ist ein Roman der typischen jüdischen Familienatmosphäre, aus der das fremde Schicksal der Kinder herauswächst, der verlorene Sohn, der die Abtrünnige heiratet, die Tochter, die in einer wilden Liebe enttäuscht wird, der Sohn mit der vergeblichen Künstlersehnsucht und der jüngste, der schon studiert und Schriftsteller werden will. Geradlinig und einfach erzählt, ohne große Kunst aber mit Echtheit und Kenntnis des Lebens der amerikanischen Kleinstadt. Ganz anders diese neue und rasche *Irene Nemirowsky*. Glänzend geschult am französischen Vorbild, ist dieses Erstlingswerk *David Golder* (erschienen bei S. Fischer, Berlin) ein Roman von großem und kräftigem Format. Eine leidenschaftlich und dramatisch knapp gehaltene Geschichte vom großen Raffen und Verlieren, von der Tragik des geborenen Geldmenschen. Golder, balzaesche Figur, mit fast religiöser Energie an das Geld hingegen, ein europäisierter, in Paris residierender Finanzfürst, der schon echte Prinzen bei sich empfängt und nie zerrissene Verbundenheit mit dem Ursprung Ghetto hält, geht an Frau und Tochter zugrunde, für die das Geld blasphemisch nur noch Genußmittel bedeutet. Das wird ausgezeichnet in aufregendem Tempo erzählt, trotz der großen Linie in einem Durcheinander echter Figuren aus allen Lebensgegenden, aus einem unmerklichen aber starken Intelligenzzentrum angestrahlt. Man begreift den außerordentlichen Erfolg, den der Roman in Frankreich gehabt hat. E. Sch.

ANTON KUH, *Der unsterbliche Oesterreicher*. Knorr & Hirth, München.

Mit heimtückisch gewähltem Titel, der dem Ahnungslosen Tonfilm- und Operettenfreuden vorgaukelt, lockt Anton Kuh seinen Leser in ein Museum des Oesterreichertums, in dem nichts fehlt, als eben nur gerade jener vielbegehrte Gugelhupfgeist, unter dem man österreichisches Wesen noch immer begreifen zu können glaubt. Angesichts der weitestgehenden Uninformiertheit über diese völkerpsychologische Spezialität beinahe so etwas wie eine Tat. Deutung des Oesterreichertums aus seinen sinnfälligsten Erscheinungen, vom Barte Franz Josefs angefangen, bis zu jenem befreienden Götzzitat, das eine der Säulen österreichischen Lebensgefühls darstellt und übrigens erfrischend hinter jedem Wort, aus jedem Zwischenraum dieses Buches hervorblickt. (Niemand versäume, seine ausführliche Behandlung auf Seite 92 nachzulesen.) Gleich dem Titel zwischen Verherrlichung und „Da kann man nichts machen!“ schwankend, in Liebe und Haß erglühend, in Verrat und Treue schillernd, selbst ein österreichisches Dokument von nicht zu überbietender Instruktivität, dem wahrscheinlich sogar bleibende Bedeutung zukommt. Richard Wiener.

BERLINER TAGEBLATT. . . „Das Buch ist sehr klug, wissensreich, mit großartigem Bildermaterial ausgestattet. Es dient der Wahrheit“ Rudolf Olden

Sittengeschichte des Weltkrieges

Herausgegeben von
Sanitätsrat
Dr. Magnus Hirschfeld

Komplett in zwei Leinenbänden, RM 25 pro Band.
In allen
Buchhandlungen erhältlich.

Die erste und einzige umfassende Darstellung der sittlichen und kulturellen Zustände während des großen Völkerringens und deren Auswirkungen auf die Menschheit der Nachkriegszeit. Eine wissenschaftliche und doch jedem Gebildeten leicht verständliche Darstellung der Zusammenhänge von Weltkrieg und Erotik von unerhörter Wucht und Spannung.

Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co. / Leipzig · Wien

ERNST VON SALOMON, *Die Geächteten*. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Heinz der Lateiner, aus dem Heinz der Attentäter wurde, steht mit einem Mal als Heinz der Memoirenschreiber da. „Not der Jugend“ sagen die vernarrten Gönner, wenn von seinem verhängnisvollen Lebensabschnitt die Rede ist. Nun, zur Not gehört immer auch die Gefahr. Old Shatterhand, erlauchtes Vorbild der Jünglinge, die die Romantik des Indianerspiels in die politische Tat trugen, hat wenigstens mit vergifteten Pfeilen, Tomahawks, Skalpmessern und dem Marterpfahl rechnen müssen. Wo ein solches Risiko fehlt, ist Tatenbeschreibung nur Großmannssucht. Keinesfalls Literatur. Aber das ist ja der Knax: die sich heut' noch „geächtet“ nennen, wer ächtet sie? Die Ihren nicht. Also die Geistigen? Aber auf die kam es ihnen ja nie an! Im Gegenteil: der Geist war ihr ein bekanntes Schußziel. Wollen Sie also jetzt, nachdem sie bereits salonfähig wurden, auch literaturfähig werden und sich beim Geist lieb Kind machen? Seltsame Wege. Sie morden einen Buchmenschen und landen in seinem Hafen. Sie schießen auf den Schreibenden und schreiben Bücher. S. Fischers Rathenau ist tot, und Herr v. Salomon hat seinen Rowohlt. Lief's darauf hinaus? —*ub.*

„Schreib' das auf, Kisch!“ Kriegstagebuch. Erich Reiß Verlag, Berlin.

1922 bei André in Prag erschienen. Damals hieß es „früh“, jetzt heißt es „frühmorgens“; damals „seltsam“, jetzt „merkwürdig“; damals „Sappeure“, jetzt „Pioniere“; damals war mit dem 16. XII. 1914 Schluß, jetzt schließt der gemütlich rasende Reporter mit dem 22. III. 1915. Damals hatte das Buch einen ruhigen Einband, jetzt hat es einen tollwütigen. Aber davon abgesehen, ist es ehrlich und saftig geschrieben und verdient schon deshalb große Verbreitung, weil es eines der ersten Kriegsbücher war. H. R.

OTTO ROELD, *Malenski auf der Tour*. Roman. Erich Reiß, Berlin.

Zwei Handlungsreisende sitzen in der Eisenbahn . . . Du kennst die Melodie. Aber du kennst den Handlungsreisenden nicht. Der gemütliche Herr, dessen zeitungs-gläubiger Fatalismus das Kupee zur sichersten Tratschstube der Welt macht, ist Ahasver auf Rädern; einförmig rinnen ihm zwischen Holzbank und Hotelbett die Jahre, der Kartentisch ist seine Glückseligkeit, und niemand dankt ihm, der gewissenhaften, unermüdlichen Uhr des Kommerzes; eines Tages ist sie kaputt, eine neue wird aufgezogen. Otto Roeld, Landsmann Max Brods, hat sich dieses längst fälligen Themas bemächtigt, mit einer sachlichen, biologischen Kunst der Darstellung, die das Leben des kleinen Mannes heroisiert. Der Vorsatz zur Tatsachentreue nahm ihm nur leider the humour of it: die Ueberlegenheit; er ist seiner Welt zu nahe gekommen. (Irrtum der Reportagemode — sie verwechselt Gegenständlichkeit mit Realität.) Das mag freilich nur für die Freunde des Autors merkbar sein, die ihn als humoristisches Privattalent verehren und drum ungern seinen autobiographischen Ausspruch wahrhaben wollen: „Was ist Roeld? . . . Ein Rosenfeld ohne Senf.“ —*ub.*

BONGS KLASSIKER-BIBLIOTHEK

NIETZSCHES WERKE

4 Bände in 7 Teilen / Herausgegeben mit Lebensbild, Einleitungen, Anmerkungen, Sach- und Worterklärungen von **Dr. Walther Linden**

Jeder Band in Ganzleinen RM 3.—, Halbleder RM 5.—

Die Texte sind nach den Erstausgaben und Manuskripten mit Unterstützung des Nietzsche-Archivs aufs neue sorgsam überprüft.

INHALT: Vorwort - Lebensbild - Einleitung - Gedichte und Sprüche - Die Geburt der Tragödie - Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben - Anmerkungen - Menschlich Allzumenschliches - Morgenröte - Die fröhliche Wissenschaft - Anmerkungen - Also sprach Zarathustra - Jenseits von Gut und Böse - Zur Genealogie der Moral - Götzendämmerung - Anmerkungen - Der Antichrist - Ecce homo - Der Wille zur Macht - Anmerkungen - Register

DEUTSCHES VERLAGSHAUS BONG & CO. / BERLIN W 57 / LEIPZIG

HERMANN BROCH, *Pasenow*. Roman. Rheinverlag München.

Frank Thiess hat eine gute Witterung gehabt, als er dieses Buch unter vielen Bewerbern als das beste auszeichnete. Und da wir die beiden folgenden Romane dieser Triologie kennen, deren Titel „Die Schlafwandler“ ist, können wir sagen, daß dieses Romanwerk zu den interessantesten und gelungensten Meisterwerken gehört, die uns in den letzten vierzig Jahren unterkamen. Daneben und darüber steht nur in absoluter Größe Musils „Mann ohne Eigenschaften“. Ein bester Fontane, wie der märkische Wanderer ihn heute schriebe. Aber für aufmerksamere Leser ist er weit mehr als das, was schließlich nur ein Kunststück wäre. Das umschlüsse nur der Titel „Pasenow“. Aber der Gesamttitel „Die Schlafwandler“ zeigt und erfüllt die tiefere Absicht, die das Werk in das Psychologische jenes „Mannes ohne Eigenschaften“ rückt. Seltsam, daß es zwei Wiener sind, welche die fundamental „ändern“ Romane geschrieben haben, von denen aus man eine neue Epoche des deutschen Romanes datieren wird.

F. B.

HERMANN UNGAR, *Colberts Reise*. Novellen. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Hier ist unter anderen Prosameisterstücken des frühverstorbenen Dichters die Novellenfassung seiner „Gartenlaube“ zu lesen. Ungemütlicher, knapper, anekdotischer und eben dadurch genialer. Mit dem Schluß von symbolkräftiger Derbheit („Das ist der Hauch des Umsturzes“ quitiert, in Ohnmacht sinkend, Herr Colbert), der dem armen Ungar im Vorabdruck einer noblen Zeitschrift zu seinem unüberwindlichen Kummer gestrichen wurde. Das beste Stück ist der „Weinreisende“. Eine Mordgeschichte von so sprachlicher Gespenstigkeit, daß man, würde mit diesem Namen nicht soviel Schindluder getrieben, doch wieder nur ausrufen könnte: Kleist. K.

Gestalten der Zeit. Das ist ein Essay-Buch von Willy Haas, dem Herausgeber der „Literarischen Welt“, einem der tapfersten Kämpfer gegen Kitsch und jenes Zuwenig an Haltung, dessen sich gerade der Geist gern schuldig macht. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.) Erwartungsvoll sucht man hier den Zugang zu dem Innern des Geheimnisses, das jedes neue Buch darstellt, wenigstens eine Zeitlang darzustellen scheint. Man findet diese Unterteilungen: Gestalten aus der bürgerlichen Welt; der Christ in unserer Zeit; die jüdische Situation; zur Gegenwart; Tod und Leben und die drei aus größter Nähe, mit den Augen geistesverwandter Liebe geschauten und lebendig gestalteten Bildnisse von Hofmannsthal, Werfel und Franz Kafka. Die „Bürger“ sind Franzosen: Maupassant, France, Barrès, Gide; dazu kommt der „müde Bürger“ Herman Bang. Sie alle bürgerlich zu nennen, ist gewiß mehr als Nuance — es ist Blick über ein weites Feld. Die Breite des Christentums gestattet gar neben Tolstoi und Hermann Bahr James Joyce aufzunehmen. Die „jüdische Situation“ wird bezeichnet durch die jeder Erinnerung teure Gestalt eines Moritz Heimann und eine Betrachtung über den jüdischen Witz. Willy Haas geht immer gern von bekannten Tatbeständen aus, verläßt sie aber sogleich und gelangt bei aller volkstümlichen Formulierung zu Erkenntnissen seiner eigensten Art, in deren Höhe und Frische man reinste Luft atmet. Die Luft, die wir sonst von einsamen Gipfeln kennen.

Paul Stefan.

ROBERT IRVING WARSHOW

Von Drew bis Pierpont Morgan

Die Geschichte der Wallstreet-Milliardäre
Ein Jahrhundert der Spekulation an der größten Börse der Welt

Die Anfänge der Morgan-, Vanderbilt-, Harriman-, Carnegie- und Rockefeller-Vermögen, die die weltbeherrschende Macht der Wallstreet begründeten, werden hier zum erstenmal „sine ira et studio“ aufgezeigt.

In Leinen RM 7.50

TRANSMARE VERLAG • BERLIN

213

3 NEUE WERKE VON BERTRAND RUSSELL

EHE UND MORAL

Eine Sexualethik

Deutsch von Magda Kahn / 250 Seiten
Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.—

Das Buch, das infolge der beißenden Kritik, die es an der herrschenden Moralkritik übt, in England und Amerika spaltenlange Pressedebatten hervorrief, dient vor allem einer geistigen Befreiung von Hemmungen und Vorurteilen.

WISSEN UND WAHN

Skeptische Essays

Deutsch von Karl Wolfskehl / 318 S.
Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.—

Nur ein reichliches Stück Skeptizismus, das ist Russells Meinung, kann den Weg zu einer neuen Gesellschaftsmoral, die nicht auf Neid und Vorbehalt, sondern auf dem Drange nach Lebensfülle beruht, freimachen.

MENSCH UND WELT

Ein Grundriß der Philosophie

Deutsch von Dr. Kurt Grelling / 340 S.
Broschiert RM 6.—, Leinen RM 7.50

Ein umfassendes, in sich geschlossenes Weltbild wird hier aufgebaut, das neue Weltbild, das die Forschungen und Umwälzungen in sich verarbeitet, welche das 20. Jahrhundert in den Naturwissenschaften und in der Psychologie geschaffen hat.

Drei Masken Verlag A. G., Berlin

MARY WEBB, *Die Geschichte von der Liebe der Prudence Sarn.* Roman. Deutsch von Marianne Schön und Hanns Schwarz. Paul Zsolnay Verlag. Heimatkunst? Gewiß auch das; aber in diesem letzten preisgekrönten Roman der früh verstorbenen Engländerin ist noch viel mehr als der Reiz der Landschaft von Shropshire. Man braucht Mittelengland niemals gesehen zu haben und wird trotzdem den Zauber der sommergrünen Seen und winterweißen Wälder, des trügerisch blühenden Moores im Frühling und des heulenden Novembersturmes um die alten Bauernhöfe mitempfinden, als sei man, wie Mary Webb, darin aufgewachsen. Man wird — und hier beginnt schon das Mehr — durch das Mittel ihrer Erzählerkunst mühelos in die Umwelt von 1815 hineingleiten, in das einfache Bauernleben vor der Maschinenzeit, da vom Spinnen bis zum Mähen und Buttern jedes Stück Arbeit von den eigenen harten Händen geschafft werden mußte; da Hexen- und Geisterglauben noch im Schwange und Lesen und Schreiben eine Kunst für wenige war. Mag sein, daß die halb schottische Abstammung der Verfasserin ihr den Sinn für die manchmal heute noch halb heidnischen Vorstellungen und Ueberlieferungen der Bauern geschärft hat, zwischen denen sie Jahrzehnte lang lebte. Sie braucht höchsten Maßstab nicht zu scheuen: im Lebendigmachen der Vergangenheit trifft sich die Dichterin mit Sigrid Undset. Diese ergreifende Geschichte der häßlichen Prudence Sarn und ihres geldbessenen Bruders ist mit der Unerbittlichkeit einer biblischen Legende erzählt: Geldgier und hartes Herz treiben bis zum Mord und enden in Fluch, Armut und Selbstmord, und die Opferwilligkeit des armen, frommen Mädchens mit dem leidenschaftlichen Herzen wird nach vielen Fährnissen im letzten Augenblick hoffnungsloser Verzweiflung durch das Wunder der Liebe belohnt ... Ein Märchen? Vielleicht. Ein Märchen der Romantik, durch ein glückliches Versehen in unsrer Zeit erfunden, und eins der schönsten und innigsten, die je geschrieben wurden.
M. M. Gehrke.

WALTHER VON HOLLANDER,

Die Angst zu lieben. Drei kleine Romane. Propyläen-Verlag, Berlin.

Der kürzeste und im doppelten Sinn des Wortes gedichtetste der drei kleinen Romane heißt „Tod bei Château Thierry“, stellt, gedrängt und unheimlich, ein tödliches Liebeszwischenstück aus dem Weltkrieg dar und hat mit dem Titel nichts zu tun. Darf man sagen, daß dieser ausgezeichnete Titel, der in vier Worten die schwerste seelische Krankheit unsrer Zeit umreißt, auch von den zwei anderen Erzählungen nicht völlig eingeholt wird? Da ist der „Konsul“, von dem sich nach vierzigjähriger Ehe die Frau abwendet, scheinbar sicher gemacht, in Wirklichkeit unsicher geworden durch die Ratschläge der jüngeren Generation. Die letzte Geschichte „Gefühl ist alles“ ist nicht nur dem Umfang nach die bedeutendste. Als Schilderung der Münchener und Berliner Fieberwelt von 1919 hat sie dokumentarischen Wert, und durch die Wiedererweckung dieser jüngsten Vergangenheit gibt sie Hollanders besonderem Talent der Schilderung flüchtiger Begegnungen, durcheinanderwirbelnder Menschen, Verhältnisse, Bewegungen Anlaß, sich zu entfalten. Kommunistin und Weißgardist — Kleinbürger und Proletarier — Ueberzeugte und Mitläufer — alle Beziehungen schwingen lebendig um die Hauptfigur: Anna, die den durch sie entgleisenden jungen Offizier liebt, aber zu gleichgültig, zu aufgefressen von Partei- und Tagesarbeit und zu skeptisch ist, um sich auf das eine Gefühl zu konzentrieren; vielleicht liebt sie in Wirklichkeit den, der ihr in entscheidenden Augenblicken beisteht, aber immer wieder in Einsamkeit zurückkehrt, aus Angst vor Verantwortung, aus Angst zu lieben ... Bezeichnend, daß Walther von Hollander sich in die Seele der Frau viel stärker eingelebt hat als in das Wesen des Mannes; vielleicht müßte einmal eine Frau das schildern, was hier nur angedeutet wurde: diese heute so sehr typische Figur des Mannes, an dessen Verantwortungsfurcht die Gegenspielerin und zuletzt er selbst zugrunde geht.

Vanna Brenner.

Neuerscheinungen!

In der Sammlung „Aufbau moderner Staaten“ sind kürzlich erschienen:

Bd. IV: ARTHUR J. BROWN

JAPAN.

Aufstieg zur Weltmacht

Volk. Politik. Aufstieg. Zeittafel. 294 S. Geh. RM 9.60, Leinen RM 12.-

Bd. V: ROBERT MICHELS

ITALIEN VON HEUTE

Politische u. wirtschaftliche Kulturgeschichte von 1860-1930. 416 S. mit Karten, Statistiken u. Zeittafel. Geheftet RM 14.60, Geb. RM 17.-

Es sind bis jetzt fünf Bände erschienen*
Weitere Bände in Vorbereitung.

„Musterhafte Beispiele, wie so etwas zu machen ist... Meisterwerke in ihrer Art.“
(Franz Blei in der Literarischen Welt.)

MAX PULVER

Symbolik der Handschrift

291 Seiten mit 179 Handschriftproben. Geh. RM 9.60, Geb. RM 12.-

„Das beste Buch über Graphologie.“ (Franz Blei.)

DIE SCHAUBÜCHER

bringen wieder 5 neue interessante Bände:

Bd. 17: **Negertypen des schwarzen Erdteils.** Von Meg Gehrts-Schomburgk 65 Abb.

Bd. 26: **Wochenende — und was man dazu braucht.** Von Dr. Adolf Behne 72 Abb.

Bd. 27: **Ein Ghetto im Osten. Wilna.** Von M. Vorobeichic . . 57 Abb.

Bd. 31: **Der männliche Körper.** Von Prof. Dr. Eugen Matthias und Dr. Emil Schaeffer 59 Abb.

Bd. 40: **Der Rhein von den Alpen bis zum Meer.** Von Hanns v. Wedderkop 68 Abb.

EINHEITSPREIS RM 2.40

Bisher 29 Bände erschienen.

Verlang. Sie den reichill. Gesamtprospekt der Schaubücher sowie unser vollständiges Verlagsverzeichnis

ORELL
FÜSLLI
VERLAG



ZÜRICH
UND
LEIPZIG

(FEHLT) . . . nicht mehr.

Im vorigen Dezember-Heft des „Querschnitt“ hatte ich hier Lawrence Sternes Roman „Tristram Shandy“ zur Lektüre empfohlen, mit dem Beifügen: Dieses Werk trage leider im Katalog von Reclams Universalbibliothek den Vermerk: „(fehlt)“. Erfreuliche Kunde: es fehlt nicht mehr, liegt vielmehr in einem hübschen blauen Band neu aufgelegt vor. Dieser „Mut zur Unpopularität“ in einem einzelnen Fall wäre noch begrüßenswerter, wenn man ihn als Zeichen dafür auffassen dürfte, daß sich nunmehr alle Klammern öffnen werden, die der verflachte Buchhandel um ein paar Meisterwerke gezogen hat: Ich denke an die *Denkwürdigkeiten des Sokrates* von Hamann (dem nordischen Magus), an *Rameaus Neffen*, an eine Schrift *Friedrichs des Großen* über die deutsche Literatur usw. — Bücher, die meines Erinnerens alle, als ich vor fünf Jahren bei Herrn Frankfurter, dem braven Lausanner Buchhändler, in Reclams Katalog blätterte, als fehlend bezeichnet waren. (Vielleicht ist das eine oder andere indessen wieder im Handel.) Reclams Unternehmen verdankt die Liebe und den Kredit, den es bei deutschen Jünglingen ohne Ansehen des Alters genießt, bekanntlich grade solchen Werken, keinesfalls der zeitgenössischen, wangenroten Amüsier-Ware, die es später auf den Markt warf; wenn diese Bücher „(fehlen)“ . . . dann arriviert Kürschners Bücherschatz zu einer Enzyklopädie. Die Nachfrage darf hier nicht entscheidend sein. Denn ich habe mir erzählen lassen, daß der deutsche Buchhandel eine erziehlische Sendung hat.

Anton Kuh.

ANATOLIJ MARIENGOF, *Zyniker*. Roman. S. Fischer, Berlin.

Welche Bewandnis es mit der russischen Revolution 1918 bis 1924 hat, die Mariengof hier, in schmale Spektralstreifen zerlegt, als kleine scharfe Berichte in seinen Roman einsprengt und wie wichtig oder unwichtig mit ihr verknüpft dieser russische Zynismus ist, der sehr zynisch ist, aber nicht zynisch genug, um vor Gefühl, Tragik und Selbstmord zu bewahren — das wird eine synthetische Zukunft mit Mariengof ausmachen. Und das sind historische Fragen, die mit einem Roman nur scheinbar zu tun haben können. Die Umstände, die hier geschildert sind, könnten nur so erfunden sein, und eben dann wären sie wahr. Sicher ist in dem Buch nicht das Ganze, aber der Teil, der darin ist, ist gepackt. Denn es ist ein blendendes Buch. Jeder Satz zeigt die mühelose Originalität eines geistig Unabhängigen, einen neuen, rücksichtslos präzisen Blick, eine genaue Schlankeheit der Beobachtung, die nicht in eitler Halblyrik, sondern in Denkbahnen verläuft und doch voll klingt. Da ist ein unweiches Mitgefühl, und das heißt Kenntnis des Menschen, das nicht aus einem programmatischen Winkel, sondern aus kameradschaftlicher Durchlebtheit kommt und Zynismus legitim macht. Dies alles belohnt sich in der nirgends nachlassenden geistigen Gespanntheit durch viel intelligenten Witz und eine Anmut ohne Nachgiebigkeit. Man stellt mit Bedauern fest: Mancher junge deutsche Prosaist von der Sorte, die überwältigt von der Unerhörtheit der eignen Existenz eine fade, sehr unkonzentrierte Limonade ihrer Privatheit verschleißt, könnte hier etwas lernen. Nicht grade, wie man mit dem Hammer philosophiert, aber doch wie man mit dem Hirn dichtet. — Die Uebersetzung von Gregor Jarcho liest sich ausgezeichnet.

Ernst Schwenk.

FJODOR GLADKOW, *Marussja stiftet Verwirrung*. Roman. E. P. Tal & Co. Das Buch kann als Protest gegen die Vergewaltigung der russischen Jugend durch Bürokratisierung, Kommiß und Automatik gelten. Sein Milieu ist ein Sowjet-sanatorium, das zu zwei Dritteln mit nervenkranken Jungkommunisten belegt ist. Man sucht sie mit Hydrotherapie, Galvanisierung, Charcot-Duschen und „sonst allerhand Teufeleien“ zu kurieren. Nur ein Erlebender konnte aus der Verliebtheit seines Blutes eine solche Figur wie diese siebzehnjährige Marussja schildern, die nicht nur die Huliganen, den Jungkommunisten Masin und den Funktionär Akatujew, sondern auch den Leser völlig verwirrt. Die Zeichnungen der kleinsten Nebenrollen, jeder landschaftlichen Szenerie bezeugen den Dichter. Seinen Schmerz über die Entzauberung der Jugend legt er der alten, in zwanzigjähriger Parteiarbeit zermürbten Sofja Petrowna, dem Mütterchen, in den Mund: „Die Jugend erobert das Leben durch Unruhe, durch Lachen und Scherz. Aber ihr alle seid Kandidaten für Invalidität und seelische Störungen.“

ost.

GRAF HERMANN KEYSERLING, *Das Spektrum Europas*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Auf dieses neu aufgelegte Buch des Grafen Keyserling sei nachdrücklich hingewiesen. Sieht man von einigen sprachlichen Härten ab, die man ja auch einem Werk von so reichem und neuem Inhalt nicht schulmeisterlich vorzuhalten braucht, so hat man es mit einer der originellsten Völker-Physiognomien zu tun. Keyserling übt rückhaltloseste Charakteristik an allen europäischen Völkern, und man muß nicht im einzelnen mit ihm übereinstimmen, um zu erkennen, daß er ungewöhnliche Einblicke gewonnen hat, weil er eine ungewöhnliche Intuition besitzt, und vor allem, weil er alles mit eigenen Augen sah: und zwar nicht bloß mit den Augen eines Schilderers, sondern eines Gestalters. Das aber ist Graf Keyserling zweifellos, und daher sind seine Deduktionen und Schlüsse ziemlich neu. Sie sind in einer zum Teil lapidaren, zum Teil eleganten Form vorgebracht, so daß der Leser, vom geistigen Gewinn abgesehen, mit dem Deckel dieses handlichen Werkes — eines Handbuchs der Reisephilosophie sozusagen — ein amüsanter Buch öffnet.

MAGNUS HIRSCHFELD und ANDREAS GASPAR, *Sittengeschichte des Weltkrieges*. Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co., Leipzig und Wien. (I. Band.)

Auf vierhundert Kunstdruck-Seiten eine großartige Sammlung des „literarischen und graphischen Materials über die Zusammenhänge von Weltkrieg und Erotik“ oder, mit einem andern Wort, über die moralischen Hintergründe der großen Zeit. Eine Reihe medizinischer Beiträge beleuchtet „sine ira et studio“, aber nach gutem Studium, die Erotik im Schützengraben, in der Krankenpflege usw., und auf jeder Seite finden sich Reproduktionen der zeichnerischen und photographischen Originaldokumente aus der Zeit des sogenannten Stahlbads, das seine reinigende Wirkung an eben diesen Bildern erweist. Ein unfrommes Bilderbuch aus dem Inferno 1914—18.

Auch in Japan

gibt es bereits eine proletarische Literatur, die der kapitalistischen Produktionsweise entspricht. Karl Marx sagte vor 70 Jahren:

„Um den Zusammenhang zwischen der geistigen Produktion und der materiellen zu betrachten, ist vor allem nötig, die letztere selbst nicht als allgemeine Kategorie, sondern in bestimmter historischer Form zu fassen. Also zum Beispiel der kapitalistischen Produktionsweise entspricht eine andere Art der geistigen Produktion, als der mittelalterlichen Produktionsweise . . .“

Die proletarischen Schriftsteller in Japan haben diese Wahrheit bereits erkannt, während die anderen sich immer noch um diese Erkenntnis drücken.

Tokunaga, ein Schriftsteller des heutigen Japan, schreibt:

. . . noch während des Beifalls trat Takaë auf die Tribüne.

„Seit Anfang des Streiks bis heute sind 63 Tage vergangen, zwei volle Monate sind vorbei. Sieg oder Niederlage, davon will ich jetzt nicht reden, aber wir können stolz darauf sein — nicht nur vor dem japanischen Proletariat, sondern vor den werktätigen Massen der ganzen Welt —, daß wir fest zusammengeschlossen und mit ungebrochenem Kampfgeist gegen die Übermacht der Offensive des Kapitals gekämpft haben, und daß dieser Kampf in der Geschichte der Arbeiterbewegung für immer ein glänzendes Beispiel und ein unverlöschbares Dokument sein wird.“

Sie erwähnte verschiedene traurige Vorfälle und sagte, man dürfe sich durch solche erschütternden Kleinigkeiten nicht mutlos machen lassen, aber man müsse sich auch der Verantwortung für die Opfer bewußt sein.

In diesem Moment klirrten die Säbel, und der Ruf des Kommissars erscholl: „Vorsicht!“

Sie hielt einen Augenblick inne, blies ihre Backen auf, ihre Augen brannten lebhaft:

„Aber wir dürfen nicht zulassen, daß diese Opfer Opfer bleiben, wir dürfen nicht nur leiden, wir müssen mit unseren Fäusten, mit unseren Leibern kämpfen, damit diese Todesopfer nicht umsonst gefallen sind.“

„Halt!“

Gleichzeitig hörte sie den zweiten Befehl: „Verhaften!“

Ein Polizist sprang vor, packte sie an der Schulter und schleppte sie fort.

Das Marx-Zitat (aus: Theorien über den Mehrwert) ist enthalten in Marx-Engels: „Über Historischen Materialismus“, Teil I und II, kartoniert M 2.60, in Leinen M 4.50. Der Auszug von Tokunaga ist dem Buch „Die Straße ohne Sonne“ entnommen (kart. M. 3.50, in Ln. M 5.—). Beide Bücher sind im Internationalen Arbeiter-Verlag, Berlin, erschienen.

NEUE SCHALLPLATTEN

- Historische Märsche (Potpourri bearb. von Hackenberger). Blas-Orch. des Obermusikmeisters Becker. Tri-Ergon 1196.* — Schlicht und handfest geschmettert, gut nuanciert geblasen und gepfiffen. Empfehlenswert.
- Elfer-Marsch und Döppler Schanzen-Sturmmarsch. Dir.: O. Hackenberger. Electrola E. G. 1658.* — Famoser Antrieb zu frühlingsgemäßer Gemütsauffrischung.
- Alte tschechische Volkslieder. Bakule-Chor. Ultraphon B 581.* — Stars beiderlei Geschlechts können diese bewunderungswürdig trainierten Kinder um Ton-Reinheit und Ausdruck beneiden.
- „A halb Dutzend Waber“. Jüdischer Jargon-Gesang: Julius Guttman mit Klavier. Grammophon H. 70182.* — Halb Volkslied, halb Chanson, mit dem Elan eines echten Opernsängers charakterisiert.
- Elsas Traum und 2. Akt „Euch Lüften, die mein Klagen“ aus „Lohengrin“. Lotte Lehmann mit Orch. Dir.: Dr. Weißmann. Odeon 4819.* — Vorbildlich in Gesang und Gestaltung. Orchesterbegleitung wie sie sein soll.
- Registerarie aus Mozarts „Don Giovanni“. Michail Gitowsky mit Orchester. Homocord 4-3682.* — Reizvolle Mischung von slawisch-voluminösem Baß und südlicher Stimm-beweglichkeit.
- Russische Nachtigall mit obligater Flöte. Sopran: Galli-Curci. Electrola D. A. 1095.* — Hinreißende Bravourstückchen. Unnachahmlich parliert, phrasiert: „Los Clavelitos“.
- „Es muß ein Wunderbares sein“ (Liszt) sowie „Der Sieger“ (Kaun). Odeon 4978.* — Zeitlos gefaßtes Liedjuwel und typisch wagnerisierter Vorkriegs-Heldenschlager. Beide first rate gesungen!
- „Ave Maria“ aus Verdis „Othello“. Sopran: Elisabeth Rethberg mit Orch. Grammo-phon 95401.* — Eine Desdemona, mit der selbst Meister Verdi zufrieden wäre.
- „Rigoletto“ (Verdi). Columbia.* — Schöne, gepflegte Aufnahmen der Gesamtoper. Prachtvolle Stimme und kultivierter Vortrag Dino Borgioli (Rigoletto).
- Frühlingslied (Mendelssohn-Bartholdy). Jenö Fesca Salon-Orch. Homocord 4-3714.* — Wunderhübsch gefiedelte Popularismen.
- Das fidele Alt-Berlin und „Backe, backe Kuchen“. Ferdy Kauffmann Orch. Ultraphon A 671.* — Lebhaft interessierende kleine Studie über Gassenhauer und Kinderlieder.
- „Wiener Carneval“ (Rosenthal) Johann-Strauß-Paraphrase. Klavier: Moritz Rosenthal. Parlophon 9542.* — Vollklanglich reproduzierte Tasten-Akrobatik. Allen Rosenthal-Verehrern gewiß willkommen.
- „Rio de Janeiro“, Tango und „Vive l'amour“ (Lehár) Boston aus „Schön ist die Welt“, Metropol-Orch. mit Lehár. Tri-Ergon 6086.* — Angenehme Hausplatte. Schade, daß die Alpar den schmeichlerischen Refrain nicht mitperlt.
- „Chant d'amour“ und „Tangoballade“ aus Weills „Dreigroschenoper“. Margo Lion, Albert Préjean, Mackeben, Lewis Ruth Band. Ultraphon A 717.* — Lyrisch-delikate Auf-fassung und Ausführung. Famoses Parlando Préjeans.
- Tango in Madrid aus der „Quick“-Revue. Orchestrola 2466.* — Hübsch gesungenes, deutlich textiertes, gut akkompagniertes Langspielplättchen.
- „Zigeunerweisen“, Waltz, „Die Wassermühle“, Trot. Jack Payne - Orch. mit Gesang. Columbia DW 2526.* — Zwei typisch anglo-amerikanische, besonders fesck ausbalan-cierte Tanznummern.
- „Il faut savoir“. Albert Préjean mit Lewis Ruth Band Dir.: Mackeben. (Rückseite „Sous les toits de Paris“.) Ultraphon A 719.* — Hätten doch deutsche Tonfilm-Schlager etwas von diesem unbefangenen Charme, diesem pointierten Vortrag! Brillantes Unisono. Unwiderstehlicher Refrain. Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Sommer-Trimesters am 13. April 1931. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen. Ubierring 40. Die Schulleitung

KUNST-
UND GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2^e)

SPEDITEUR

packt, spedierte, verzollt

für die Galerien Flechtheim,

Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

SOEBEN ERSCHIEN

Die neue Herzlichkeit

Gedichte von Werner Finck. Mit
Zeichnungen von Ottomar Starke

Der Querschnitt brachte im Februar-Heft die
„Ängstlichen Gedichte“ aus diesem Band.

VERLAG

GALERIE NEUMANN-NIERENDORF, BERLIN

JACK HYLTON und sein Tanzorchester

DAS BESTE IN EUROPA

wieder in Deutschland

Wenn Sie im eigenen Heim nach Jack Hyltons schwungvoller Musik tanzen wollen, vermittelt Ihnen Electrola diesen Genuß so lebenswahr wie bei der Original-Vorführung, denn Tonwiedergabe und Klangfülle sind einzigartig. Jetzt nur RM 3.25 für 2 Titel. Unverbindliches Vorspiel.

Dancing with tears in my eyes EG 2108
It happened in Monterey . . . EG 1997
Happy days are here again . EG 1856
Harmonica Harry EG 2120
Soldier on the shelf EG 2213
Singing a song to the stars . EG 2212
Stein Song EG 2027



Foto
Keystone



Das handliche Modell 101,
das aussieht wie ein Hand-
koffer und spielt wie ein
Orchester, schon für eine An-
zahlung von RM 16.50 und
Monatsraten von RM 12.40

• ELECTROLA

BERLIN KÖLN a. Rh. FRANKFURT a. M. LEIPZIG
Autorisierte Electrola Verkaufsstellen an allen Plätzen

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

AUSSTELLUNG NEUER BILDER
von Maximilian Reinitz-Wien und
Martin Kainz-New York vom 14. März bis 8. April

GALERIE I. CASPER
Berlin W 10, Lützowufer 5

Alte Meister / Impressionisten

Galerie MATTHIESEN
Berlin W 9, Bellevuestraße 14

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

GALERIE
FERDINAND MÖLLER
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38

**GALERIE · VERLAG
GRAPH. KABINETT**

BERLIN W 10 · KÖNIGIN-AUGUSTA-STRASSE 22 · AN DER POTSDAMER BRÜCKE

**NEUMANN-
NIERENDORF**

Gemälde alter Meister

GALERIE
FRITZ ROTHMANN
Berlin W 10, Viktoriastraße 2

MÜNCHEN

Europäische Kunst
von Goya bis Beckmann

J. B. NEUMANN
& GÜNTHER FRANKE
MÜNCHEN, Brienner Str. 10

Pariser Buch- und Kunstmarkt

Nos catalogues périodiques
avec reproductions de tableaux, aquarelles, des-
sins et livres illustrés par les peintres contem-
porains, sont envoyés gratuitement sur demande

GALERIE A. L. P.
4, Rue Michelet - PARIS VI^e
angle Avenue de l'Observatoire

GEMÄLDE

PAUL J. GELLNER
Paris 8, 53, Rue de Ponthieu

Beaux livres illustrés EDITIONS ORIGINALES,
LIVRES RARES ET RECHERCHÉS
(Catalogue gratuit)

Librairie EDOUARD LOEWY
137, Boulevard Raspail - Paris 6^e à Mont-
Parnasse (Tägl. bis Mitternacht geöffnet)

ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe
et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES
Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen
der Welt ausgeführt!

AU GRAND MEAULNES
Librairie S. Paulhan
147, Bd Montparnasse, Paris VI^e

Tableaux modernes

GALERIE ZAK Paris, Place
St. Germain des Prés, 16, rue de l'Abbaye
Berliner Vertretung: CLARA LANDAU
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

**EMPFEHLENSWERTE
HOTELS UND RESTAURANTS
IN FRANKREICH**



Auberge du Roy Dagobert-Paris

50, rue Richelieu, 45, rue Montpensier,
(gegenüber dem Théâtre Palais Royall)
Erstklassige französische Küche

HOTEL BUCKINGHAM

PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n. d. Oper u. Madeleine), jed. Komfort, prächt. Lage, für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

Terrass - Hôtel

große Halle in Marmor, 200 Z. od. Wohnungen, 80 Bäder, 2 Fahrstühle, Tel. in jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab 25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAISTRE, PARIS

MONTMARTRE

RESTAURANT DE LA COQUILLE

PARIS 6, RUE DU DÉBARCADÈRE (Porte Maillot)

Erfkl. bürgerl. Küche, gepflegte Weine. Besonderheiten: Fische u. Schalltiere, französische Gerichte
Tel.: Galvani 25-95

A. BARDON, DIREKTOR

CAFÉ-BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

Zentrum des
MONTMARTRE

Le Dôme

Rendez-vous international des artistes

Ouvert toute la nuit

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-68

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuileries, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 160 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

PARIS

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH

Gallia-Palace-Hotel

CANNES

inmitten eines der schönsten Parks der Riviera. Volle Südlage. Jedes Zimmer mit Bad und Telefon.
JOSEPH WILD, Direktor.

RESTAURANT

BOSC

L. DEFAYE NACHF.

135, AVENUE MALAKOFF

(Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.

Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

CANNES, HOTEL REGINA Jeder Komfort, Tennis-Klubs in unmittelbarer Nähe, großer Garten, Garage, Pension von 10 bis 15 RM.

NIZZA: Hotel-Pension „SOLE MIO“ Rue du Grand-Pin — mod. Haus — gepf. Küche — Garten — man treibt Konversation und bietet günstige Gelegenheit zur Vervollkommnung der Sprachkenntnisse — Pension ab RM 5.—

Helene Eliat

Soeben erschienen!

SABA

besucht

SALOMO



Dies ist eine reizvolle moderne Gestaltung der alten Legende von der Königin Bilkis, die den weisen Salomo besuchte. Mit weiblicher Grazie und feinem Humor wird der alte Stoff neu motiviert, der nachdenkliche Leser entdeckt Parallelen zum Heute und wird entzückt durch die gegenwärtige Lebendigkeit des märchenhaften Orients. Das Buch ist über und über mit zierlichen Feder-Zeichnungen Otto Linnekogels illustriert und kostet in Ganzleinen 6 Mark und broschiert 4 Mark 50.

Äußerungen von

Lesern:

„Noch nie hat mich ein Buch derart erschüttert wie ‚Die Katrin wird Soldat‘. Jeder junge Mensch sollte das lesen, um zu verstehen, wie gut es ihm geht. Das Buch birgt ein Schicksal in sich, und ich bin tief ergriffen gewesen, wie dieses Schicksal sich vollzog. Sie sollen jung sein, Adrienne, aber Sie erzählen wie ein Mensch, der viel hinter sich hat. Meine Hochachtung.“
(Aus Gotha)

„Ich möchte Ihnen für Ihr herrliches Buch ‚Die Katrin wird Soldat‘ herzlichst danken. Es ist ein ganz kostbares Geschenk, das mir sehr viel gegeben hat und einen so nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich Ihnen schreiben muß.“

(Aus München-Gladbach)

„Werke von solcher Echtheit und Tiefe werden uns selten beschert, und deshalb, meine ich, könnten wir nichts Besseres tun, als der Autor indafür danken.“

(Aus Berlin)

Zeitungen:

„Wohl selten ist ein ergreifenderes Requiem für einen geliebten Toten geschaffen worden. Mit seiner klaren, unsentimentalen, verschlossenen Sprache ein wirklich erschütterndes Buch einer ungewöhnlich begabten, jungen Dichterin.“
(Dredner
Neueste Nachrichten)

„Ein schönes, ehrliches Buch. Wenn man sich überhaupt noch von Büchern eine Wirkung versprechen darf, sollte man es jedem Mädchen und jeder Frau zu lesen geben. Vielleicht käme Müttern, Geliebten, Gattinnen, Bräuten, Schwestern, Töchtern zum Bewußtsein, daß die Kriege immer nur gegen sie geführt werden...“

(Berliner Börsen-Courier)

Schriftstellern:

„Adrienne Thomas hat eine leichte Hand und ein schweres Herz. Was aus ihr werden wird, läßt sich nach diesem sehr persönlichen Buche nicht sagen. Was aus ihrem Buch werden wird, ist leicht zu prophezeien: ein Erfolg.“

Walther von Hollander

Ein Dokument ist dies, das mit verehrungswürdigem Mut eine Frau sich vom Herzen gerissen hat und das nun auf jeder Seite sagt: So war der Krieg! *Erinnert Euch...*“

Hertha von Gebhardt

über

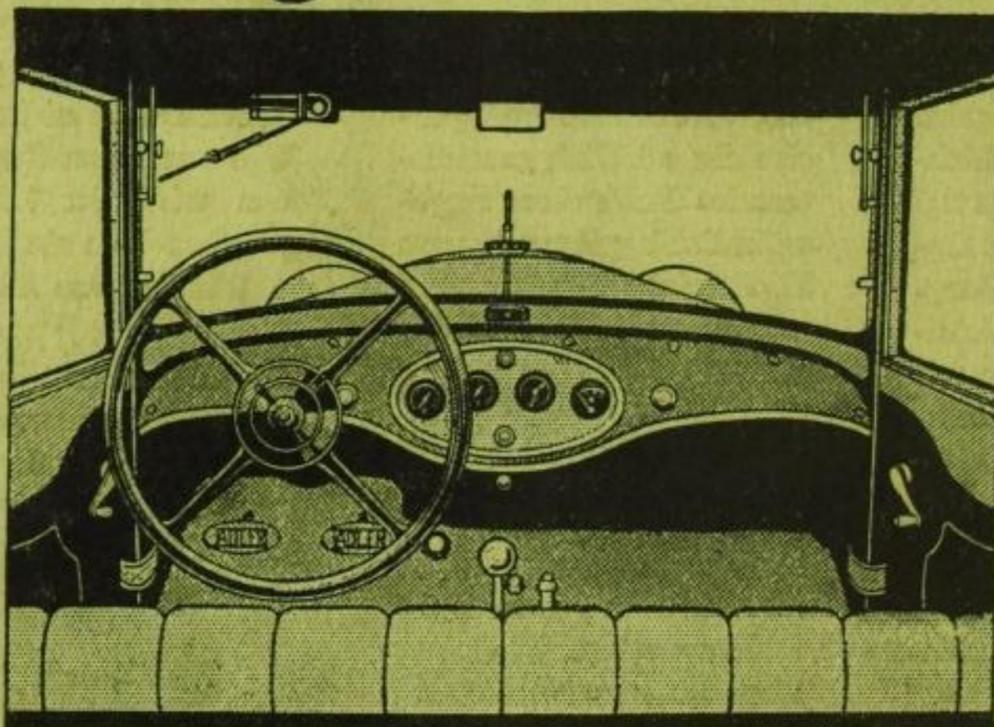
ADRIENNE THOMAS' Die Katrin wird Soldat

Brosch. 4 M., in Leinen 6 M. Propyläen-Verlag.

Auflage 70,000
in 12 Wochen!

W 1609

Mehr Sicherheit durch Ganzstahl-Karosserie!



**FAHREN SIE
ADLER,
dann FAHREN
SIE SICHER!**

ADLER-Karosserien sind Stahl durch und durch — eine einzige geschweißte Einheit aus Stahl! Es gibt keinen Holzrahmen, der bei einem möglichen Zusammenstoß splintern könnte, keine Holzverstrebungen, die mit der Zeit locker werden, — Geräusche und Klappern verursachen ... Die schmalen stählernen Eckpfeiler für Türen und Fenster gewähren freie Sicht!

Leicht, stark, feuersicher, lackbeständig und im Falle einer Beschädigung schnell und billig wieder instandzusetzen, —

sind die bewährten ADLER-Ganzstahl-Karosserien nicht nur ein Sicherheitsfaktor ersten Ranges, sondern durch ihre praktisch unbegrenzte Lebensdauer auch die beste Garantie für besonders hohen Wiederverkaufswert!

ADLER

Gedruckt im Ullsteinhaus, Berlin